



**LOUISE WELSH**

Tamburlaine muss sterben

Roman · Kunstmann

**Louise Welsh**

**TAMBURLAINE  
MUSS STERBEN**

Roman

*Aus dem Englischen  
von Wolfgang Müller*

Verlag Antje Kunstmann

© der deutschen Ausgabe:  
Verlag Antje Kunstmann, München 2005  
© der Originalausgabe: Louise Welsh 2004  
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
*Tamburlaine Must Die*  
bei Canongate Books Ltd. Edinburgh 2004



Umschlaggestaltung: Michel Keller, München,  
unter Verwendung eines Fotos von  
Jeff Cottenden  
Typografie + Satz: Frese, München  
Druck + Bindung: Clausen + Bosse  
ISBN 3-88897-384-8

Der gewaltsame Tod Christopher Marlowes – Zeitgenosse Shakespeares, Stückeschreiber, Poet und Spion – ist bis heute mysteriös geblieben. Louise Welshs furioser Kriminalroman folgt der Spur von Marlowes letzten Tagen und seiner Jagd nach dem mörderischen Tamburlaine, einem Killer, der seinem eigenen, äußerst gewalttätigen Theaterstück entsprungen zu sein scheint... »Ein page-turner bis ganz zum Schluss« (The Sunday Herald).

Für Karen und für Zack, meinen liebsten Jungen

*Was ist das Leben? Ein Schauspiel der Leidenschaft; unser Frohsinn die Musik, die Zwietracht sät; unserer Mütter Schoß die Garderobe, wo wir uns kleiden für das kurze Lustspiel. Der Himmel als Zuschauer, kritisch und klug, sitzt ruhig da und sieht, wer falsches Spiel da treibt; unsere Gräber, die uns schützen vor neugieriger Sonne, gleichen dem letzten Vorhang, wenn das Stück vorüber. So marschieren wir spielend bis zur letzten Ruhe, nur dass wir sterben im Ernst und nicht zum Scherz.*

SIR WALTER RALEIGH,  
*Über das Leben des Menschen*

*Ab ist der Ast, der Kraft versprach und Blüte.*

CHRISTOPHER MARLOWE,  
*Doktor Faustus*

**London, 29. Mai 1593**

*Ich habe vier Kerzen und eine Nacht, um diesen Bericht zu schreiben. Morgen werde ich diese Blätter bei meinem letzten wahren Freund hinterlegen. Sollte ich den Tag überleben, werden wir damit unsere Pfeifen entzünden. Sollte ich nicht zurückkehren, hat er Anweisung, diese Aufzeichnungen an einem geheimen Ort zu verwahren, wo sie für lange Zeit unentdeckt bleiben werden, in der Hoffnung, dass die Zeit, wenn die Blätter schließlich entdeckt werden, eine andere sein wird und meine Worte von aufrichtigen Augen beurteilt werden mögen.*

Leser, ich kann mir nicht vorstellen, in welcher Zukunft Sie leben werden. Vielleicht hat die Welt sich verändert, die Menschen sind aufrichtig, Krieg, Not und Missgunst überwunden. Wenn ja, werden Sie sich über die Handlungen der Akteure in diesem armseligen Schauspiel der Leidenschaften wundern. Doch sind Sie ein Mensch wie wir, dann verstehen Sie vielleicht, und sind Sie ein Mensch wie wir, dann werden Sie nichts daraus lernen, obwohl ich Ihnen die einzige Lektion zum Geschenk mache, die zu lernen sich lohnt, dass es nämlich nichts Besseres gibt als das Leben. Wie auch immer die Zukunft sein wird, wenn Sie dies lesen, dann lesen Sie die Worte eines Mannes, der zu leben verstand und der eines unnatürlichen und ungerechten Todes starb. Was folgt, ist das wahrheitsgetreue Protokoll der Umstände, die zu meiner Ermordung führten.

Mein Name ist Christopher Marlowe, auch bekannt als Marie, Morley, Marly, bekannt als Kit, bekannt als Xtopher, Sohn eines Schuhmachers aus Canterbury. Es heißt, die Söhne von Schuhmachern gingen barfuß. So schlimm war es bei uns nicht, aber mein Vater pflegte einen Lebensstil, der seine

Mittel überschritt und dem Vermögen der Familie schadete. Ich erbte seine Neigungen, aber nicht seinen Hang zu Schulden, und so steckte ich immer in Geldnöten und riskierte viel, wovor andere Männer vielleicht zurückgeschreckt wären.

Ich war ein kluges Kind. Meine Geistesschärfe wurde einem Adeligen vor Ort zur Kenntnis gebracht, der für meine erste Ausbildung sorgte. Jahre später fungierte er als Richter bei einem Mordprozess gegen mich. Er schaute mich kein einziges Mal an, obwohl ich wusste, dass er mich erkannt hatte.

Mit siebzehn überzeugte ich einen alten Erzbischof, dass es mein einziger Wunsch sei, in die Kirche einzutreten. Er bewilligte mir ein Stipendium an der Cambridge University, wo ich in eine seltsame Schattenwelt aufgenommen wurde, in der man mir versicherte, ich könne, indem ich meinem Land hülfe, auch mir selbst helfen. Und so war es. Als es schien, dass mir aufgrund verschiedener Absenzen und Gerüchte, die mich an Orten sahen, an denen ich nicht hätte sein sollen, mein Abschluss verweigert werden würde, verbürgte sich der Königin Kronrat dafür, dass ich im Auftrag Ihrer Majestät tätig gewesen sei und mir aus den guten Diensten für Ihre Majestät kein Nachteil erwachsen dürfe.

Schließlich zog ich, wessen ich mir schon immer sicher gewesen war, nach London und setzte die Welt des Theaters in Brand. Mein *Massacre of Paris* verließen Männer mit zuckender Fechthand. Und als mein *Faustus* aufgeführt wurde, hieß es, Luzifer persönlich sei anwesend gewesen, weil er neugierig auf die Interpretation seiner Figur gewesen sei. Es zeugt wahrlich nicht von Eitelkeit, wenn ich sage, dass meine Stücke Triumphe waren und Christopher Marlowe so berühmt, dass sie auch schon in der Hölle von mir gehört hatten. Und so pendelte ich zwischen zwei Reichen der Nacht und glaubte mich auf der Sonnenseite des Lebens.



Ich bin eine abenteuerliche Natur. Schon oft habe ich die Gefahr gesucht und sogar um des Nervenkitzels willen Männer zu Gewalttaten aufgestachelt. Was mir unerreichbar ist, liebe ich am meisten, und ich gestehe, dass ich Freundschaft, Staat und Kirche zu meinem Vorteil nutze. Ich bekenne, die Gesetze von Gott und Mensch ohne sonderliches Bedauern zu brechen. Doch sollte ich morgen sterben, so werde ich in mein Grab fahren als ein Mann, dem Unrecht getan wurde. Hätte ich dies Schicksal selbst herbeigeführt, so würde ich es nicht mit Freuden begrüßen, sondern mit einer Verbeugung vor der siegreichen Tugend. Sollte ich, und so sieht es aus, morgen dem Tod begegnen, verspreche ich, Mensch und Gott zur Hölle zu wünschen.

\* \* \*

Meine Geschichte beginnt am 19. Mai 1593. Den ganzen Monat hatte ich mich in Scadbury aufgehalten, dem Landhaus meines Gönners Thomas Walsingham. Aus Gründen, die ich in Kürze erklären werde, war es nach Mittag, als ich erwachte. Doch als ich die Vorhänge beiseite zog, erschien mir der Tag wie neu. Es war, als wäre ich in einem anderen Land gelandet. In einer Welt zerrissen von Sonnenlicht. Ich stand am Fenster und genoss den fehlenden Gestank Londons so sehr wie die Frische der ländlichen Landschaft, begab mich an meinen Schreibtisch und arbeitete wie der Beste aller Gelehrten, bis die Sonne sich senkte und ein Schatten über meine Worte kroch. Ich ließ die Tinte des letzten Verses ins Blatt sickern, schloss, als jede Gefahr eines Kleckses gebannt war, das Manuskript in meinen Koffer und steckte, eine alte, weniger

aus Notwendigkeit denn aus Gewohnheit gepflegte Vorsichtsmaßnahme, ein Haar in das Schloss.

Ich hatte mir angewöhnt, am frühen Abend einen Spaziergang im Wald zu machen. Während ich diese Zeilen schreibe, denke ich darüber nach, ob mich die einsamen Wochen auf dem Land, wohin ich vor der einmal mehr die Stadt bedrohenden Pest geflohen war, nervös gemacht hatten. Schließlich war ich an den Trubel des Theaterlebens gewöhnt, an Londons brodelndes Chaos, an die Halbwelt der Intriganten und Agenten. Doch wenn ich jetzt an jenen Spaziergang am Ende eines perfekten Tages zurückdenke, kommt er mir vor wie die friedlichste Stunde meines Lebens. Ich wusste nicht, dass jeder meiner Schritte seinen Widerhall fand in den stampfenden Hufen eines Botenpferdes, das sich auf der Straße von London schnell Scadbury näherte. Mein Schicksal kam mir im Galopp entgegen.

Ich hatte über vieles nachzudenken an jenem Spätnachmittag. Zuvörderst hätten mich die Ereignisse vom Vorabend beschäftigen müssen. Doch ich dachte an nichts, während ich durch den Wald ging. Das heißt, ich dachte an nichts Besonderes. Angenehme Bilder durchzogen meine Tagträume: die Verse, an denen ich arbeitete; was man wohl heute zum Abendessen servierte; die Schenkel einer Frau, der ich im letzten Winter beigewohnt hatte; die Widmung, die ich für Walsingham verfassen würde; wie perfekt sich die violetten Veilchenbüschel an den Waldboden schmiegen; ob mir ein Wams von gleichem Farbton stehen würde. All das vermischt mit Zufriedenheit über den glücklichen Stand meines Daseins. Über die Gewissheit der Zuneigung meines Gönners, über die Kraft meines Blutes, über das sichere Gefühl, dass meine Dichtkunst, kehrte ich schließlich nach London zurück, gute Aufnahme finden würde. Jetzt erkenne ich das Selbstgefällige an meiner Befriedigung und würde, neigte ich dem

Aberglauben zu, vielleicht argwöhnen, durch meinen Dünkel Gott missfallen und so das Unglück herausgefordert zu haben. Doch solche Gedanken sind Nonsens. Will er Zwietracht säen, braucht der Mensch weder Gottes noch des Teufels Hilfe.

Jenseits des Blätterdachs senkte sich die Sonne. Das grüne Licht des Waldes wurde kräftiger, die Schatten der Bäume dehnten sich und kreuzten wie Sprossen meinen Weg. In Erwartung der Dämmerung wanderte ich durch Streifen aus Hell und Dunkel und fragte mich, ob ich sie als Metapher verwenden sollte.

*Die Natur kennt keinen Unterschied zwischen Licht und Schatten, zwischen Gut und Böse.*

Ich sah niemanden, doch im Verborgenen war der Wald so belebt wie jede Straße Londons. Im abendlichen Zwielight unsichtbar, kreuzten Geschöpfe des Tages und der Nacht meinen Pfad. Vögel trällerten Lieder, und kleine wilde Tiere, gerade erwacht für den nächtlichen Raubzug, raschelten unterm Laub und flohen vor mir. Grillen schrubbten ihr Waschbrettlied, und die Baumwipfel rauschten im Wind. Doch jedes Getümmel hat seine stummen Beobachter, und so erblickte ich einmal, am Rand meines Blickfelds, die zitternden Umrisse eines Rehs.

»So ist's recht«, sagte ich laut. »Immer vorsichtig sein.« Und lachte dann, weil ich selbst, der ich ohne Begleitung so kurz vor Einbruch der Nacht durch den Wald spazierte, es an Vorsicht mangeln ließ. Ich weiß noch, dass ich stehen blieb, meine Pfeife entzündete, in der Hoffnung, der Rauch möge die Mückenschwärme vertreiben, die meinen Kopf umnebelten, und dann zügig weiterging, zuversichtlich, das Haus noch vor der Dunkelheit zu erreichen.

So vergingen meine letzten unbeschwerten Augenblicke. Ich sah nicht den Mann, der ungebeten in den Hof ritt, hörte nicht das vertraute Hufklappern auf Kopfstein, sah nicht die manisch

rollenden Augen und die schweißnasse Flanke des zu scharf gerittenen Pferdes. Doch ich kehrte rechtzeitig zurück für den üblichen Bombast eines Boten der Königin, der mich mit sarkastischer Höflichkeit empfing, und einer Verfügung des Kronrats für Christopher Marlowe, Bühnendichter, sofort nach London zurückzukehren.

\* \* \*

Verbessert oder verschlechtert ein Mann mit jedem weiteren Davonkommen seine Chancen? Mit jedem Mal, das er sich freikämpft oder aus einer Anklage herauswindet? Steigert er damit seine Könnerschaft oder verringert er nur seinen Vorrat an Glück?

Dass ich schon früher vor Richtern und Räten aufgetreten und dabei mit einem oder zwei Monaten Kerker davongekommen war, bot mir nur spärlichen Trost, als ich, erneut unter Arrest, auf einem geliehenen Pferd Richtung London preschte. Ich musste an einen Degenfechter mittleren Alters denken, den ich einst in Shoreditch vor einer Taverne in ein Duell verwickelt sah. Der Mann stand im Ruf, ein brillanter Fechter zu sein, doch als der Kampf begann, war er nicht imstande, Attacken zu parieren, denen er früher mit Leichtigkeit ausgewichen wäre. Die Klinge seines Gegners fand ihr Ziel, und der Held aus hundert Kämpfen brach mit einem Stöhnen zusammen, das mehr Überraschung denn Schmerz ausdrückte. Sein Bezwinger verfiel in Triumphgeschrei. Damals erkannte ich, dass das Leben eines Meisters oft kurz ist, und dieser Gedanke kehrte nun zurück und raubte mir jeden Trost, den ich aus vergangenen Gefahren hätte ziehen können.

Walsingham hatte in die Stadt vorausgeschickt, um den Leumund des Boten überprüfen zu lassen. Es hatte sich bestätigt, dass er kein Bauernfänger war, der mich mit einem unbegründeten Bußgeld oder einer haltlosen Bestechungssumme übers Ohr hauen wollte, sondern dass das Schriftstück authentisch war und direkt vom Kronrat gesandt, den mächtigsten Männern im Lande. Männern, die zu Tod oder Folter verurteilen konnten oder zu lebenslangem Warten auf anstehende Klagen, die niemals erhoben würden. Einer Kaste, die nur auf Gott, die Königin und sich selbst hörte.

Vielleicht war es der rhythmische Hufschlag des Pferdes, der meine Gedanken auf die Ereignisse vom Abend zuvor lenkte. Andererseits, so meine Erfahrung, beschwört Furcht oft Gedanken an Liebe herauf, und wenn nicht an Liebe, so an Lust.

Mein Gönner Lord Walsingham ist großartig, ein in jeder Hinsicht attraktiver Mann. Kräftig gebaut und von ebenen Zügen, erweist sich seine edle Herkunft in natürlichem Gang und freigebigem Lachen. Unsere Konversation bei Tisch dominierte er mit einem Witz, der seinen stählernen Blick Lügen strafte. Ich erinnerte mich des anderen Walsingham, des Herrn über den Geheimdienst, der Spinne im Zentrum eines Netzes aus Intrigen, und achtete auf meine Worte, aus Furcht, mein Gönner habe das Handwerk des alten Mannes geerbt.

Wir hatten in Scadbury ein angenehmes Leben geführt. Ich hatte mich an guten Wein und erlauchte Gesellschaft gewöhnt und wusste, war meine Zeit auf dem Lande abgelaufen, dass ich nur ungern zu meinem Dichterleben zurückkehren würde. Am Vorabend meiner Festnahme hatten Walsingham und ich allein diniert, obwohl gedeckt war wie für ein Festmahl.

Pikante, mit Orangen gekochte Kapaune, geröstetes Lamm und Wildkaninchen, ein Gericht aus Lerchen und ein grüner Salat mit Rosmarinblättern. Ich hatte an jenem Abend nicht auf

die Komposition des Salats geachtet, doch jetzt denke ich, dass sie einem in der Sprache der Pflanzen bewanderten Mädchen aufgefallen wäre und sie gewusst hätte, was folgen würde.

Walsingham saß am Kopfende des Tisches, ich wie ein Vasall aus alten Zeiten zu seiner Rechten. Speise folgte auf Speise, doch fiel mir auf, dass Walsingham nur wenig aß und mehr trank als üblich. Ich tat es ihm gleich und hielt bei jedem Becher mit, sodass wir, nachdem die Diener die Platten abgeräumt und sich zurückgezogen hatten, beide betrunken waren und uns unserer Gesellschaft erfreuten. Die Nacht wurde dunkler, die Kerzen brannten niedrig, und die Rauchfahnen aus unseren Pfeifen schlängelten sich durch den Raum wie alte Gespenster, die beim fröhlichen Treiben mittun wollten.

Es gibt Augenblicke, ab denen ein Abend einen anderen Verlauf nimmt. Außer uns beiden lagen alle andern schon zu Bett, als die Stimmung umschlug. Auf einen Scherz hin, den ich gemacht hatte, fasste Walsingham mich an der Schulter und drückte sie in sanfter Zuneigung, ließ dann aber, die Schicklichkeit um einen oder zwei Atemzüge überschreitend, seine Hand auf meinem Rücken ruhen. Plötzlich wieder bei Verstand, stutzte ich, roch seinen herben Duft, hörte sein flaches Atmen. Doch jene, die die Zeichen zu deuten wissen, wissen sich zu verhalten. Die Trunkenheit dämpfte die Verblüffung. Ich verstand ihn und berührte mit meiner Hand seinen Arm, eine Geste, die kürzer nicht sein konnte, und deutete so mein Einverständnis an. Und dann neigte sich Walsingham zu mir und flüsterte meine eigenen Zeilen:

*Mancher schwor, er sei ein Mädchen im Gewand des Mannes, sah er doch aus, wie alle Männer sich's erträumen.*

Da wusste ich, was kommen würde. Die Zeit war gekommen, meinem Gönner buchstäblich sein *droit du seigneur* zu gewähren.

Als Walsingham rittlings meinen Rumpf bestieg, mit breiter Brust, im Schenkelbogen der stämmige, ädrige Schwanz, erinnerte er mich an einen buckligen Zentauren mit durchgedrücktem Rücken. Das Bild blieb mir während des Face-Fucking-Zwischenspiels, das folgte, ständig vor Augen. Der Geruch von Meer und Schweiß und die Inbesitznahme meiner Poesie verbanden sich in meinem Kopf mit dem Bild eines weißen Pferdes, das über harten, nassen Sand jagt. Der grob stoßende Schwanz des Gönners der Dichtkunst, der den Kopf des Poeten gegen das zitternde Kopfbrett des Bettes presste, verfiel in den Rhythmus eines galoppierenden Pferdes, bis der Lord sich stöhnend erleichterte, den pulsierenden Schwanz aber fest zwischen meinen Lippen beließ, weil irgendwie die Befriedigung keine vollkommene gewesen wäre, würde der Mund, der ihm solch feine Verse rezitierte, nicht alles empfangen, was Walsingham zu geben hatte.

Hinterher schaute ich hinauf zu dem Baldachin, der das Bett überspannte, und hoffte, dass sich das Gefühl der Verbundenheit nicht verflüchtigt hatte. Mein Lord stieg ab, beugte sich zu mir vor, verstrubbelte mein Haar und vollendete dann den begonnenen Vers, indem er mich zu dessen Helden machte.

*Und wer wusste, dass ein Mann er war, der sagte: Marlowe, fürs Spiel der Liebe bist du geschaffen.*

Ich erinnerte mich und musste lächeln, hatte aber gleichzeitig das Gefühl, als drehte sich in meinem Magen eine Faust.

Ich fragte den Boten, ob er den Grund für meine Festnahme kenne, doch er antwortete nur mit einem Achselzucken. Aus Dämmerung wurde Nacht. Der letzte Vogel beendete sein Lied und überließ den Wald den nächtlichen Streunern und Straßenräubern. Ich hielt meine Fechthand bereit. Währenddessen wälzte mein Kopf, in dem es brodelte wie in einer Spielhöhle bei Nacht, Variationen von Verrat, und mein Pferd trug mich London und dem, was da auf mich warten mochte, immer näher.

\* \* \*

Lange bevor wir sie erreichten, erhob sich vor uns die Stadt, ein Gewirr aus roten Dächern, die sich inmitten von hohen Kirchturmspitzen und rauchenden Schornsteinen dahin und dorthin neigten. Aus der Entfernung und im Licht der Sonne sah die Stadt frisch aus. Den Mädchen vom Lande und den dummen Bauernburschen, die auf den Straßen Gold zu finden hofften, lachte sicher das Herz, wenn sich ihnen dieser Anblick das erste Mal bot und sie noch nichts ahnten von dem Gebrodel, das sich dahinter verbarg. Auf dem Highgate Hill drehten sich langsam die Segel der Windmühlen, doch wir auf unserem Weg zur Stadt spürten nicht den Hauch einer Brise.

Kirchenglocken läuteten, als wir die Stadttore passierten. London war, wie ich es vor drei langen Wochen verlassen hatte, als aus Furcht vor der Pest die Theater geschlossen wurden und ich mich in Walsinghams Haus geflüchtet hatte. Wir hielten auf den Fluss zu, auf Straßen, die zu beiden Seiten von hohen Holzgebäuden gesäumt waren, die die Sonne aussperrten und uns in Schatten tauchten. Reich und Arm lebte



hier dicht an dicht. Die Markthändler bauten schon ihre Stände auf. Milchmädchen mit muskulösen Armen, von denen keine so hübsch war wie in den Liedern besungen, wuselten unter uns und waren emsig darauf bedacht, ihre Ware zu verkaufen, bevor sie sauer wurde. Ein Quacksalber lockte die Leidenden mit seinen Arzneien, und eine alte Fischfrau, deren Fang sich mannshoch neben ihr türmte, schrie *Vier Makrelen ein Sixpence*. Ein uralter Kerl in zerlumptem Narrengewand tätschelte einen erbärmlichen Affen, der ein Gesicht wie Beelzebub hatte, und brüllte *Einmalige Darbietung!* Der Singsang eines hübschen Bauernmädchens pries *Frische Zitronen und Orangen* an, und obwohl sie schon weich und grauflechtig waren, wünschte ich, wir könnten stehen bleiben und ihres Dufts wegen ein paar kaufen. Erste Hammerschläge von Zimmerleuten hallten durch die Gassen. Sänften, Karren und Kutschen wetteiferten um Platz auf den engen Fahrwegen, in denen es schon jetzt von Menschen wimmelte. London bestürmte die Sinne. Es war ein Getöse aus Stimmen, abergläubischem Glockengeläut, dumpf dröhnenden Holzhämmern, geschäftigen Handwerkern und dem Trubel der Straße, und über allem hingen die Ausdünstungen von Mensch und Vieh. Die Wochen auf dem Land hatten meinen Blick geschärft, und plötzlich war ich mir sicher, dass dieser Ort nicht überleben könne. Es gab hier so viel Energie und so wenig Raum. Eines Tages musste die Stadt Feuer fangen und verbrennen. Schließlich erreichten wir das Flussufer, wo die Luft zwar etwas freier wehte, aber doch den Gestank fauligen Stillstands mit sich trug. Die Wasserräder unter der Brücke stöhnten wie gefolterte Menschen. *Klar zum Ablegen!* Die Rufe der widerwärtigen Fährmänner glichen einer Einladung zur Überquerung des Styx. Wir drängten an Bord, und während sich der mit Menschen überfüllte Kahn in die Dünung stemmte, zeigte der Bote auf eine Gruppe fremd aussehender

Menschen, die an dem Ufer standen, das wir gerade verlassen hatten. Er sprach zum ersten Mal.

»Dauert nicht mehr lange, dann gibt's hier keinen richtigen Engländer mehr. Nur noch ein Durcheinander aus Negern und Holländern und Gott weiß, wem noch alles.«

Seine Worte ärgerten mich. Ich antwortete: »Vielleicht lassen die Spanier ihre Armada wieder zu Wasser und bewahren uns vor der Sintflut.«

Ein unkluger Scherz; einer von denen, die mir oft herausrutschen, wenn ich betrunken oder unausgeschlafen bin. Für den Rest des Weges machte ich mir Sorgen deswegen. Ich fürchtete, meinen Schwierigkeiten, welcher Art sie auch sein mochten, eine weitere hinzugefügt zu haben.

\* \* \*

»Sie wissen, warum Sie hier sind?«

Der Raum, in den man mich gerufen hatte, war rundum in dunkler Eiche getäfelt, die einzig von einem die ganze Rückwand bedeckenden Gobelin belebt wurde, der eine königliche Jagd zeigte. Unwillkürlich suchte ich nach der verräterischen Ausbuchtung eines verborgenen Zuhörers, doch hing der Teppich so weit vor der Wand, dass sich ein Spion bequem dahinter hätte verstecken können. Achtzehn Männer saßen vor mir, alle dunkel gekleidet mit dem dazu passenden Gesichtsausdruck. Ich hatte erwartet, Tage warten zu müssen, bevor man mir eine Audienz gewährte. Doch die Erleichterung darüber, unverzüglich vorgeführt zu werden, wurde gedämpft durch die Erkenntnis, dass meine Lage toderntst war. Ich stand vor dem Kronrat. Vor Ministern, denen genug am hohen Amt lag, um sich den Tod anderer zunutze zu machen. Die Männer,

die sie gut kannten, und Männer, die sie nur einmal gesehen hatten, zu Folter und Tod verurteilt hatten. Gefährliche Männer, jeder einzelne skrupellos bis ins Mark, die mit dem eigenen Leben Schach gespielt und überlebt hatten, obwohl einige in Zellen gesessen und dem dumpfen Geräusch gelauscht hatten, als im Gefängnishof die Nägel in splitterndes Holz getrieben wurden und ihr Galgen in die Höhe wuchs. Ich verbeugte mich, schaute in jedes der Gesichter und erkannte die Lords Cecil und Essex; sie saßen sich an den Enden des langen Tisches gegenüber, räumlich so weit voneinander entfernt wie in ihrer Wertschätzung füreinander. Dies war kein Forum, um sich Verbündete zu schaffen, das wusste ich, aber ich hoffte, dass Lord Cecil, der Chef des königlichen Geheimdiensts, mich noch für nützlich genug hielt, um zu meinen Gunsten zu sprechen, bei einem jener diskreten Treffen, die in dunklen Zimmern stattfinden, und bei denen Allianzen geschmiedet und wechselseitige Zusagen gemacht werden.

Der Mann, der gesprochen hatte, saß in der Mitte seiner Ratskollegen hinter einem langen Tisch, der aus dem gleichen düsteren Holz war wie die Vertäfelung der Wände. Alt und grau, mit dem steinharten Blick des Überlebenden, passte er, der dazu ausersehen war, im Dienste der Krone uralte zu werden, perfekt zu dem uralten Eichenholz. Seine Robe war schwarz, ohne jeden Schmuck durch Pelz oder Juwelen, doch seine Halskrause war verzwickt plissiert, und der lange, gepflegte Bart zeugte von einer Eitelkeit, die vermuten ließ, dass er sich früher extravaganter gekleidet hatte und dies auch wieder tun würde, wenn das Alter es ihm erlaubte. Er warf einen Blick auf die vor ihm liegenden Papiere, richtete dann seinen steinernen Blick auf mich und wiederholte die Frage mit der Geduld desjenigen, der gewohnt ist, schwierige Aufgaben zu erfüllen. »Wissen Sie, warum man Sie hierher

gebracht hat?« Von dem langen Ritt schmerzte mir der Rücken. Doch obwohl mich die Anstrengung alle Willenskraft kostete, bemühte ich mich um eine aufrechte Haltung und drückte die Schultern durch wie ein Livrierter der Königin.

»Vielleicht verlangt die Königin nach meinen Diensten.«

Der alte Mann seufzte.

»Die Königin verlangt Ihre Loyalität.«

In unseren hoffnungslosen Zeiten gilt Loyalität alles. Die Königin wird alt. Ihre Verbündeten und ihre Feinde werden zunehmend unruhig. Manchen graut vor der alten Religion, andere beten für ihre Rückkehr. Der Staat ist ängstlich. Er wittert bei jeder Gelegenheit Verschwörung, und die Furcht macht ihn grausam. Ich wappnete meine Stimme und erwiderte den gleichmütigen Blick des alten Mannes.

»Loyalität ist die Pflicht eines jedes Untertanen.«

Er nahm eins der vor ihm liegenden Blätter in die Hand und hob eine Augenbraue, als sei er auf etwas Interessantes gestoßen.

»Loyalität, wie die Liebe, gehorcht nicht immer der Pflicht.« Er legte das Blatt wieder zur Seite, schaute mir in die Augen und senkte, um die Bedeutung seiner Worte hervorzuheben, die Stimme. »Ihre steht in Frage.«

Mein Blick fiel auf den Spitzensaum meines Ärmels. Ich hatte das Gefühl, ihn klarer zu sehen als je zuvor. All seine schlichte Schönheit offenbarte sich in einem Augenblick. Ich zwang mich, den Blick wieder den Amtsträgern zuzuwenden.

»Sir, sollte es eine Frage geben meine Loyalität zur Königin betreffend oder meine Liebe zu ihr, würden Sie mir erlauben, sie zu beantworten?«

»Vielleicht.« Die Stimme des Mannes war jetzt fast ein Flüstern. Folgte die Befragung einer Strategie, so lag sie ganz in seinem Lächeln.

Auch ich beherrsche die Kunst des Schauspiels. Aus Furcht schmiedete ich Zorn, legte schneidende Schärfe in meine Stimme und begegnete seinem Blick mit einer Leidenschaft, deren Anmaßung gefährlich war.

»Meine Loyalität ist unerschütterlich.«

Amüsiert machte er eine fächernde Handbewegung, als wolle er einen schlechten Geruch oder ein kleines Insekt vertreiben.

»Möglich, dass wir dieses Versprechen einer Prüfung unterziehen.«

Ein kleiner vierschrötiger Mann, der am äußersten Rand des Tisches saß, setzte die Befragung fort. Sein rundes, von Falten durchzogenes Gesicht ließ mich an einen Brotlaib denken, der nicht richtig aufgegangen und wieder in sich zusammengefallen war.

»Erzählen Sie uns, was Sie über den Bühnendichter Thomas Kyd wissen.«

Ich wandte mich dem neuen Sprecher zu und behielt den Rest des Rats aus dem Augenwinkel im Blick.

»Wir hatten einmal den gleichen Gönner, Lord Strange, der uns gemeinsam einige Zimmer überlassen hatte. Wir kannten uns, wenn auch nicht besonders gut.«

»Master Kyd behauptet, Sie seien enge Freunde gewesen.«

»Vielleicht hat Master Kyd weniger Freunde als ich.« Ich hielt kurz inne, hörte aber keinen Hahnenschrei und fuhr fort. »Ich würde ihn als Bekannten bezeichnen. Seit ich nicht mehr im Dienst unseres gemeinsamen Gönners stehe, haben wir uns nur noch gesehen, wenn unsere Wege sich zufällig kreuzten.«

»Hat er jemals Abschriften für Sie angefertigt?«

»Er ist der Sohn eines Lohnschreibers und selbst Lohnschreiber. Er verfügt über Praxis und fertigt gute Abschriften. Es wäre nicht ungewöhnlich, wenn ich ihn einmal gebeten hätte, etwas für mich zu kopieren, aber ich kann mich an einen derartigen Fall nicht erinnern.«

Der Wandteppich am anderen Ende des Raumes zitterte. Ob das daran lag, dass sich dahinter ein verborgener Zuhörer bewegte, oder ob das von einem Luftzug herrührte, weil irgendwo eine Tür geschlossen wurde, wusste ich nicht zu sagen.

Die Stimme des Mannes wurde jetzt gefährlich vertraut.

»Dann würden Sie also bestreiten, dass Sie der Verfasser einer von Kyds Hand verfertigten ketzerischen Schrift sind?«

»Ja, das bestreite ich. Ich bin verantwortlich für meine eigenen Schriften, aber nicht für Ketzereien anderer Leute.«

Weitere Fragen kamen vom anderen Ende des Tisches.

»Dann übernehmen Sie die Verantwortung für Ihre eigenen ketzerischen Schriften?«

Meine Stimme zitterte vor Anstrengung, um in meiner Erwiderung auch nicht den Hauch einer Beleidigung durchklingen zu lassen.

»Ich verfasse keine ketzerischen Schriften, Eure Lordschaften.«

»Aber verschiedene Personen beschuldigen Euch des Atheismus und des Versuchs, auch andere für diese Sache zu gewinnen.«

»Dann sind diese Personen verleumderische Lügner.«

»Vielleicht.« Die Stimme des neuen Sprechers war von einem sanften, höflichen Desinteresse, das die Schärfe seiner Worte Lügen strafte. »Aber Ihr Stück *Tamburlaine* gilt allgemein als atheistisches Traktat. Seltsam, dass ein Mann, der kein Ketzer ist, Gotteslästerliches zu Papier bringt.«

»Sir, Sie wissen, dass es Menschen gibt, die uns das Recht auf Theaterstücke gänzlich bestreiten. *Tamburlaine* wurde Eurer Lordschaften zur Begutachtung vorgelegt und für mit den Vorschriften im Einklang befunden. Wer immer es derart beschreibt, verunglimpft nicht nur mich, sondern auch Ihrer Majestät Kronrat.«

Er ging nicht ein auf meine Worte, sondern hob einen zerfledderten Handzettel in die Höhe.

»Sind Sie verantwortlich hierfür?«

Das Stück Papier war zerfleddert und fleckig, es war irgendwo nachlässig hingepappt, dann abgerissen und dem Rat übergeben worden. Die Ränder waren gewellt von dem Kleister, doch der Text war eindeutig.

*Fremder, der du wohnst in unserm Land,  
Lies diese Schrift, lies sie gut.  
Bedenk sie wohl, wenn du willst schützen Dein Hab,  
dein Kind und die dir teure Frau...*

*Dein Handel von Machiavellis Art verdirbt den Staat,  
Dein Wucherzins bringt uns den Tod,  
Dein Künstler und dein Handwerksmann sind unser Los,  
Und wie der Jud, frisst du uns auf wie Brot.*

*Kein Wort, nicht gut, nicht böß,  
Nichts hilft, das Unheil wird dich finden,  
Und wirst du aufgeschlitzt, im Tempel beim Gebet,  
So viel Blut sah kein Massaker zu Paris.*

*Gezeichnet, Tamburlaine*

»Die Zeilen verweisen auf Ihre Stücke *Tamburlaine* und *Massacre of Paris*. Ist das richtig?«

Wie Zuschauer, die der letzte Akt eines packenden Theaterstücks in seinen Bann schlägt, starrten mich die Mitglieder des Rates regungslos an.

»Eure Lordschaften, wer dies für mein Werk hält, beleidigt mich nicht nur wegen dessen widerwärtiger Gesinnung, sondern auch wegen der Ungestalt des Versmaßes. Hätte ich

ein Pamphlet zu schreiben, würde es nicht so primitiv ausfallen. Ich kann mir nur vorstellen, dass dies schon mit der Absicht der Verleumdung ausgeheckt wurde oder von einem Liebhaber meiner Dichtkunst, der den fehlgeleiteten Versuch unternommen hat, sie zu imitieren. Weder spiegeln sich meine Ansichten noch meine Fähigkeiten in diesen Versen. Fragen Sie jeden beliebigen Dichter, selbst den, der mich hasst, er wird Ihnen das Gleiche sagen.«

»Wir haben Thomas Kyd gefragt. Er schien dies für ein Pamphlet nach Ihrem Geschmack zu halten.«

Obwohl ich schon seit der erstmaligen Nennung seines Namens keinen Zweifel mehr gehegt hatte, war die Bestätigung von Kyds Verrat doch ein Schlag. Ich nahm mich zusammen und sah die Mitglieder des Rates an, in der Hoffnung, sie so von meiner Unschuld zu überzeugen.

»Das ist es nicht. Und selbst wenn es so wäre, ich war im letzten Monat außerhalb von London.«

»Nicht so weit außerhalb, dass Sie nicht hätten zurückkommen können.«

»Das ist richtig, Sir, aber ich bin nicht zurückgekommen.«

Mir kam der Gedanke, Walsingham als Zeugen für meinen ununterbrochenen Aufenthalt in Scadbury zu benennen, aber ich schwieg. Für Ladungen vor den Kronrat erhielt man keinen Dank von Freunden, und ich erkannte, dass ich mir nicht sicher war, ob mein Gönner mir das Alibi verschaffen würde. Die Ungewissheit kam einer Offenbarung gleich, ich fragte mich, ob Walsingham von meinem Ruf nach London so überrascht gewesen war, wie es den Anschein gehabt hatte.

Der alte Mann in der Mitte des Tisches lächelte sein behäbiges Lächeln. Seine Stimme nahm den monotonen Klang eines Menschen an, der auswendig etwas aufsagt.

»Der Rat wird seine eigenen Untersuchungen durchführen. Wir werden in drei Punkten Klage gegen Sie erheben. Erstens,



dass Sie Thomas Kyd beauftragt haben, die Abschrift eines ketzerischen Traktats anzufertigen. Zweitens, dass Sie ein erklärter Atheist sind, der andere dazu veranlasst hat, sich seinen Anschauungen anzuschließen. Drittens, dass Sie dieses Pamphlet verfasst und an der Tür der holländischen Kirche angebracht und somit jene bedroht haben, denen Ihre Majestät Schutz gewährt.«

Ich beugte den Kopf und erwartete die Anweisung, mich ins Gefängnis zu bringen.

»Unterdessen sind Sie ein freier Mann, haben sich aber täglich bis Mittag beim Kronrat zu melden bis zu dem Zeitpunkt, an dem Sie Nachricht erhalten über Ihren endgültigen Freispruch oder andere Maßnahmen in Kraft gesetzt werden.« An dieser Stelle bedachte er mich mit dem wohlwollend zuversichtlichen Blick eines Bauern, der am Vorabend der Ernte seine Frucht einer letzten Prüfung unterzieht. »Sie stehen nicht unter Arrest, sollten Sie allerdings Ihrer Meldepflicht nicht nachkommen, werden Sie in Arrest genommen. Ist das klar?«

Weil ich meiner Stimme nicht traute, nickte ich.

Er lächelte wieder sein behäbiges Lächeln. Seine wulstigen Lippen waren unnatürlich rot, sie leuchteten blutig aus dem weißen Bart. Einen Augenblick lang trafen sich unsere Blicke. Dann nickte er zum Zeichen, dass ich gehen könne, und widmete sich wieder den vor ihm liegenden Papieren.

\* \* \*

Kyd und Kit. Die Ziege und die Katze hatte uns mal jemand genannt. Doch die Namen hielten sich nicht. Sie waren zu offensichtlich falsch. Wenn jemand die Ziege war, dann ich,

mit meinem machiavellistischen Auftreten und meinem Ziegenbart. Andererseits hatte Kyd etwas Katzenhaftes an sich. Plötzlich kam mir der Gedanke, dass er jetzt, auf der Streckbank, all seiner Anmut beraubt war. Die Erkenntnis trieb mir das Wasser in die Augen. Die Welt geriet ins Schlingern, und für einen Augenblick vergaß ich, dass ich selbst ein Gehetzter war. Der arme Kyd war ein guter Gefährte und ein ausgezeichneter Bühnendichter, dessen Freundschaft zu mir ich gerade bestritten hatte. Ich wusste, dass er mein Leugnen verstehen würde, so wie ich ihm seinen Verrat verzieh, doch die Last des Treuebruchs lag mir schwer im Magen. Ich wollte wissen, was Kyd zugestoßen war, und ich musste wissen, was er über mich gesagt hatte. Ein einziger Ort hielt die Antworten darauf parat, der Ort, vor dem mir am meisten graute.

\* \* \*

Der Tod lässt die Welt heller strahlen. Ich habe die Form gesehen, die die Gefahr den Dingen gibt, sie ist von solcher Schärfe, dass man am besten nicht stehen bleibt und den Anblick bewundert, will man weiter den Kopf auf den Schultern tragen und die Eingeweide sicher im Schoß seines Bauches wissen. Doch die Aussicht des Todes lässt alles lieblich erscheinen. Farben leuchten kräftiger, fremde Gesichter bezaubern, und dein Geschlecht verlangt nach Taten, die du nicht besorgen darfst.

Wir alle haben Männer baumeln sehen. Manche werden fromm, sie spüren den merkwürdigen Drang, ihren Schöpfer, der sie genauso behandelt hat wie seinen eigenen Bastard, kennen zu lernen. Andere bringen Schande über sich, zitternd, scheidend, eine Gnade erflehend, von der sie wissen müssten,

dass sie schon lange nicht mehr erreichbar ist. Ihre Schmach zwingt mich, meinen Blick den Gesichtern der Masse zuzuwenden. Masken mit wildem Blick, rotgesichtig, sabbernd, manche gierig verfressen, sich mit Pasteten vollstopfend, das Kinn glänzend von Fleischsaft, die Münder überquellend von süßem Gebäck, selbst dann noch, wenn sie schreiend fordern, man solle den Feigling abschneiden und vierteilen. Manchmal jedoch zeigen die Verurteilten eine besondere Würde. Dann legt ihnen der Henker die Schlinge um den Hals, wie ein Vater der Tochter, deren Jungfräulichkeit er sich gewiss ist, eine Perlenkette umlegt. Ich habe das Erstaunen auf den Gesichtern dieser Männer gesehen und gewusst, dass sie hungernd waren von der Welt, von der sie Augenblicke später herunterfallen würden.

Vom Horst seines Galgens sieht der Fast-schon-Tote alles. Die Betrüger und die Taschendiebe; die Leichenfledderer, die auf einen Fetzen seiner Kleidung oder noch besser auf eine Haarlocke oder ein Stück vom Seil hoffen. Die Verurteilten hören das Geschrei, das ihren Tod fordert. Sie spüren die Vorfreude der Menge, die so ungeduldig ist wie das Publikum einer Theaterpremiere. Wer kann schon sagen, dass er noch nie dem Mob gefallen wollte? Vom Galgen aus gesehen ist nämlich alles wunderschön. Die Adern der Säufernasen glänzen in einem nie gesehenen blutroten Farbton. Huren, deren Züge frühe Käuflichkeit verhärtet hatte, verwandeln sich in unbescholtene Mädchen.

Derart Verdammte übertreffen Jesus Christus. Sie werfen einen letzten Blick auf die Welt und treten, von deren Schönheit noch wie hypnotisiert, in das Nichts dahinter. Während des Rituals des Bauchaufschlitzens schreien sie vielleicht, wer würde das nicht? Doch öfter tun diese Männer ihren letzten Atemzug, bevor das Messer ihren Bauch berührt,

als wüssten sie nach der Begegnung mit dem Zauber der Gefahr um das Geheimnis, wie man zu sterben habe.

Es ist der Tod, der dem Leben eine Form gibt. Kinder werden empfangen im Schatten des Galgens, neues Leben sprießt rund um die Wurzeln eines Mordes. Ich selbst habe Exekutionen verlassen mit einem Schwanz so hart wie der des Gehenkten. Die Gefahr ist ein Rauschmittel, das Tabak und Wein um Längen schlägt. Ich weiß es. Ich bin der Sichel des Todes mehr als einmal entronnen. Die Frage ist, ob ich es wieder kann?

Wie immer in solchen Zeiten fühlte ich mich wie zwei Männer. Da ist der Kit, der über den Markt von Shoreditch schlendert, der junge Kit, groß und stark, der Schöpfer von *Tamburlaine* und *Faustus*. Kit, der atheistische Raufbold, der einer Mordanklage getrotzt hatte, der Constables um ihr Leben fürchten lässt. Der Kit, für den die Menge sich teilt, weil sie seine Autorität, wenn nicht den Menschen selbst anerkennt. Und dann ist da der stumme Christopher, der auf sein Fortkommen achtet und berechnet, wie er am besten am Leben bleibt. Aber sogar in den Momenten, wenn ich mich selbst bewunderte, den großen jungen Mann, das kastanienbraune Haar aus der hohen Stirn nach hinten gekämmt, die blasse Haut noch blasser wirkend gegen das schwarze, mit eleganten feuerfarbenen Aufsätzen verzierte Wams, verfluchte ich doch mein Unglück. Nach dem strengen Ernst des Kronrats war es eine Wohltat, in die Anonymität der Masse einzutauchen. Aber ich hielt meine Augen offen und meine Fechthand frei. Ein Dolch findet seinen Weg in Bauch oder Rücken, bevor das Opfer ihn ausmacht. Auf den Schultern spürte ich dieses Prickeln, wenn man sich beobachtet glaubt. Und obwohl ich wusste, dass dies höchstwahrscheinlich von dem schneller fließenden Blut in meinen Adern herrührte, suchte ich dem Gewühl zu entkommen, versuchte auf jeden um mich herum zu

achten, hielt ich Ausschau nach herumlungernenden Gestalten in der sich lichtenden Menge.

\* \* \*

Der Wärter und ich waren alte Verbündete aus meiner Gefängniszeit. Ich wartete in der Nähe des Newgate-Gefängnisses und hatte Glück, es dauerte keine Stunde, bis ich ihn entdeckte. Zum Zeichen, dass er mich gesehen hatte, zwinkerte er mir zu, ohne jedoch stehen zu bleiben. Er wusste, dass ich ihm folgen würde. Er führte mich in eine ruhige, brackig riechende Gasse, wo wir uns in einen nach Pisse stinkenden Hauseingang drückten. Ein kleines Mädchen, das sich ihres Werts als Zeugin bewusst war, schaute uns zynisch an. Ich legte eine Hand auf meinen Degen und steckte ihr mit der anderen eine Münze zu, worauf sie sich schleunigst verdrückte.

Der Kerkermeister war alt, breitschultrig und winzig klein. Sein Gesicht verschwand unter einem Stoppelbart. Wenn er mich anschaute, musste er den Kopf ganz auf die Seite legen. Er schaute mich nicht oft an, stattdessen bot er mir den Anblick seines kahlen schuppigen Schädels. Einzig Pein und Profit brachten Farbe ins Leben des Alten. Er trug die gleichen Kerkerlumpen wie seine Klientel und lebte auch innerhalb der Gefängnismauern. Der Mangel an Sonnenlicht hatte seiner Haut die Wärme entzogen, sodass wie bei einer weißen Nacktschnecke das Fleisch durchsichtig schimmerte. Während meiner Zeit im Knast hatte er viele Aufträge für mich erledigt. Es war ein Leichtes, Neuigkeiten von Kyds Martyrium zu erkaufen. Die Engelstaler lagen schwer in der zitternden Hand

des alten Mannes, während er mich aufs Höchste erregt anschaute und seine Geschichte begann.

»Sie haben Ihren Freund zur üblichen Zeit gebracht. In den dunklen Stunden zwischen Abend und Morgen, wenn ein Mann an seinem tiefsten Punkt und seine Widerstandskraft am geringsten ist. Er hielt stand, bis sie die Tür zur Folterkammer öffneten, dann sprudelte alles, was er wusste, aus ihm heraus, und vielleicht noch ein bisschen mehr.« In seiner Stimme schwang Vergnügen an Kyds Erniedrigung mit. »Sie brachten ihn zum Singen, bis er die hohen Töne anstimmte, dann sangen sie im Chor Ihren Namen, und er lernte den Refrain.«

Mir war übel. Meine Sinne gewöhnten sich nicht an den Gestank in der Gasse, stattdessen schien er immer schlimmer zu werden und bis tief in meine Eingeweide zu kriechen.

Ich hustete, um den Geschmack zu vertreiben, und fragte: »Wie ging das Lied?«

»Es war ein einfaches Stück. Kyd hat gestanden, für Sie irgendwelches aufrührerisches Gewäsch abgeschrieben zu haben. Die Blätter gehörten Ihnen, hat er gesagt, obwohl man sie in seinem Zimmer gefunden hatte. Weil Sie zwei Jahre lang so eng zusammen gelebt hätten, vermutete er, dass sie irgendwie zwischen die seinen gerutscht seien.« Er kicherte leise, als er meinen gesenkten Blick sah. »Nehmen Sie es nicht so schwer. Er hätte auch geschworen, dass die Papiere unserm Herrn Jesus Christus gehören, wenn das seine Qualen beendet hätte.«

»Hätte er nur.« Plötzlich ging mir die Ironie auf, dass Kyd stundenlang an den Handlungen seiner Stücke gefeilt hatte. Ich musste lachte. »Damals hat er sich gelegentlich schwer getan mit seinen Versen. Vielleicht hätte ich ihm mit Gewalt drohen sollen. Im Angesicht der Streckbank scheint er imstande zu sein, glänzende Geschichten zu erfinden.«

»Wenn man sie kräftig anfasst, tun die Menschen sich überhaupt nicht schwer, einem die erschütterndsten Geschichten zu erzählen.«

Es kostete mich Kraft, ruhig zu bleiben.

»Wie lange hat es gedauert?«

»Fast die ganze Nacht. Er ist dabei geblieben, dass die Blätter Ihnen gehörten.«

Wut mischte sich in meine Stimme.

»Ihr habt eine ganze Nacht auf ihn verwandt? Habt ihr keine interessanteren Objekte?«

»Bessere Bühnendichter? Wie Sie?« Er lachte. »Wie die Kunst des Schauspiels, so gewinnt auch die des Verhörs durch die Einzelheit. Um die einfache Geschichte zu enthüllen, mussten wir Kyd kaum ermuntern, aber jede Geschichte braucht Ausschmückung. Wie populär wäre Ihr *Faustus*, hätten Sie die Einzelheiten weggelassen? Ein Zauberer behext einen Teufel, und der richtet ihn dann zugrunde? Fakten sind gut, aber die Einzelheit macht die Handlung. Als wir uns dann besser kennen gelernt haben, hat Ihr Freund noch ein paar Feinheiten geliefert, die das Warten gelohnt haben.«

»Was hat er gesagt?«

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

»Keine Zeit, Ihnen das alles zu erzählen.« Er schaute zu mir hoch. Ich verstand und besänftigte seine Hand mit einem weiteren Engelstaler. Krampfartig nickend, wie ein Mann kurz vor dem Höhepunkt, flüsterte er: »Das ist gut, das ist sehr gut...« Er fuchtelte mit der Hand vor seinem Gesicht herum, fasste sich dann wieder und setzte die Erzählung fort.

»Kyd hat viel geredet. Manches war wirres Zeug, der übliche Blödsinn, den Männer auf der Streckbank so brüllen.« Er schüttelte den Kopf. »Manche schreien nach ihrer Mutter.«

»Nur das Wesentliche.«

»Im Wesentlichen ging es um Sie. Einen Ungläubigen, der es mit Huren beiderlei Geschlechts treibt und Jesus Christus, die Apostel und Johannes den Täufer beschuldigt, den gleichen Lastern zu frönen.« Mit lüsterne[m] Blick nickte er mir zu. »Ihre Orgien waren unsere Gutenachtgeschichten.«

»Wenn sie mich wollten, warum sind sie dann nicht gleich zu mir gekommen?«

In der Stimme des Kerkermeisters war die Verachtung zu spüren für eine Frage, auf die er keine Antwort hatte.

»Wenn es dafür einen Grund gibt, dann dürften Sie diesen besser kennen als ich.« Er zuckte mit den Schultern und fuhr fort. »Je weiter die Nacht voranschritt, desto sicherer schien sich Ihr Freund Kyd zu sein, dass Sie selbst die Papiere in seinem Zimmer versteckt hatten. Er hat gesagt, für Geld würden Sie alles tun, wahrscheinlich würden Sie jetzt gerade die Früchte seiner Haft genießen. Er hat Sie einen Betrüger genannt.«

»Ich habe ihn geliebt wie einen Bruder.«

Der alte Mann hörte den Schmerz in meiner Stimme und schaute mich an. Durch die Bewegung des Kopfes verrenkte sich sein ganzer Körper, und für einen Augenblick hatte es den Anschein, als würde er ein fröhliches Tänzchen beginnen.

»Anscheinend hat er geglaubt, dass Sie eifersüchtig auf seine Dichtung sind. Und niederträchtig genug, um zum eigenen Vorteil Ihre Freunde der Staatsgewalt auszuliefern.«

Ich legte den Kopf in die Hände und lachte, fühlte mich aber, als weinte ich. Der alte Mann nahm mich am Arm, sein scharfes Flüstern hallte wider in der Stille der Gasse.

»Leise, hier haben noch die Steine Ohren.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Als ob ich so leichtfertig wäre, einen Mann aufs Kreuz zu legen, der tagein, tagaus nur über Rache schreibt.«

Seine klauenartige Hand grub sich tief in mein Fleisch.



»Ich bezweifle, dass er jetzt noch viel schreiben wird. Er hat noch gesagt, dass Sie unterwegs nach Schottland sind. Wäre gut für Sie, wenn er Recht hätte.«

»Ich weiß selbst, wann es Zeit ist zu fliehen.«

Der Kerkermeister schüttelte den Kopf.

»Sie müssen doch wissen, wie es läuft im Leben, Sie leben schon lang genug. Solange Sie ihnen von Nutzen sind, sind Sie sicher. Danach...« Er ließ den Kopf schlaff auf die Seite fallen, zog einen imaginären Strick in die Höhe und ließ wie ein am Galgen Baumelnder seine Zunge aus dem Mund hängen. »Wenn Sie am Leben bleiben wollen, überlegen Sie sich, was Sie ihnen anbieten können. Einem Mann wie Ihnen fällt doch immer irgendwas ein«, sagte er lächelnd. »Oder irgendjemand. Was ist mit diesem speziellen Freund, vor dem baumelt doch schon die Schlinge? Stecken Sie seinen Kopf rein, und Sie retten Ihren eigenen.«

»Ein Ratschlag, ganz umsonst?«

Der alte Mann hob den Kopf und starrte mich an, als wolle er sich für zukünftige Treffen meine Züge genau einprägen. Sein Gesicht verzog sich zu einer grinsenden Grimasse, gelblicher Speichel verklebte die Mundwinkel.

»Sie sind zwar ziemlich groß, aber wenn Sie es wünschen, wir haben noch jeden auf der Streckbank untergebracht.« Ich konnte meinen Blick nicht von seinem zerfurchten Grinsen, von dem mit Spucke verkleisterten Mund losreißen. Ich drückte noch eine Münze in die Hand des Wärters. Er spürte deren Gewicht, lächelte und akzeptierte sie als angemessenen Lohn. »Geschenke für den Wärter und Henker sind immer gut, besser ist, wenn man Ihnen nie begegnet.«

»Wahre Worte. Wie sind sie eigentlich auf Kyd gekommen?«

»Das wissen Sie nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. Als er weitersprach, beschwor die Stimme des alten Mannes Bilder aus der Folterkammer herauf.

»Sie haben gedacht, dass er vielleicht dieser neue Tamburlaine ist, der das Pamphlet an die Tür der holländischen Kirche geklebt hat. Manche sagen, sie hätten besser nach Ihnen schicken sollen, aber irgendetwas hat sie zu Kyd gelockt. Vielleicht ein Informant, der scharf war auf die hundert Kronen, die für Informationen über Tamburlaine ausgesetzt sind, vielleicht war es auch was anderes.« Er wandte sich zum Gehen. »Seien Sie vorsichtig, mein Freund, nach und nach führen alle Straßen zu Ihnen.«

Wir trennten uns und verließen die Gasse an den entgegengesetzten Enden, ohne dass sich einer von uns noch einmal umdrehte. Ich fühlte mich verseucht von dem Gestank der Gasse, der Bürde von Kyds Qualen und dem Makel der Freundschaft des Kerkermeisters.

\* \* \*

Das Lächeln der aufgespießten Verbrecherköpfe vor dem Gefängnis schien nur mir zu gelten. Ihr starrer Blick erinnerte mich an den eines jungen Burschen, der mir einst in einer überfüllten Taverne aufgefallen war. Keiner von uns sagte ein Wort, keiner tat einen Schritt auf den andern zu, und doch wussten wir, dass wir noch am selben Abend zusammenkommen würden. Und richtig, der Bursche ging mir vom Wirtshaus aus nach, und was folgte, war süß.

Ich ging zügig weiter und ließ das schlaffe Grinsen der abgetrennten Köpfe hinter mir, aber das Bild meiner in ihren verwesenden Mündern wühlenden Zunge blieb mir vor Augen. Der Kerkermeister hatte Recht. Es gab viele Männer, die ich verraten konnte. Aber wahrscheinlich nur einen, dessen Leben mir das meine sichern würde, zumindest vorübergehend. Ich fragte mich, ob er von meinen Schwierigkeiten wusste, ob er

meine Gedanken erahnte und ob er in diesem Augenblick daran dachte, mich hinzuhängen, bevor ich ihn erledigen konnte.

\* \* \*

Die Schatten von St. Paul's Cathedral bargen Bücher für jeden Geschmack. Poesie und Schauspiel, Lieder und Sonette kuschelten mit Gebetbüchern und erbaulichen Erzählungen. Vornehme Liebesromane, um die Schleifen im Farbton von Damenkleidern gebunden waren, lagen auf Haufen mit Männerhandbüchern und dröger Theologie. Balladen, billig, ein halber Penny das Stück, und plumpe Holzschnitte, ideal, um etwas Licht in die Schlafkojen heimwehkranker Lehrjungen zu bringen. Krankheiten bei Pferd und Mensch, Hund und Vaterland. Wie zähme ich Kinder oder den Teufel? Selbst den Leichtgläubigen strapazierende Schilderungen monströser Dinge und Verbrechen. Italienische Illustrationen, die, ohne sittlichen Schaden zu nehmen, nur der Gentleman betrachten kann. Es ist alles da, man muss nur wissen, wo suchen.

Die Buchläden, die den Kirchhof säumen, sind so verschieden wie die Dinge, die sie verkaufen. Dreistöckige Mietshäuser, voll gestopft mit Büchern, stehen eingekellt zwischen einfachen Ständen und Bretterbuden, an deren Wänden Flugschriften hängen; Labyrinth des Lernens, die mit Alexandria wetteifern. Papierwarenhändler und Druckereien werden belagert von Schriftstellern; den Demütigen voller Hoffnung, die den Arbeitern an der Presse ein Exemplar ihrer Verse aufzuschwatzen versuchen; den Arroganten, die über die Ignoranz einer Branche lamentieren, die sich ihnen verweigert

oder zu wenige Exemplare herausbringt, als dass es die Mühe lohnte.

Mit Bildern und geheimnisvollen Namen bemalte Schilder baumeln über jedem Eingang: *The Half Moon* und *The Hand*, *The Holy Ghost* und *Holy Lamb*, *The Bull's Head*, *Bishop's Head*, *Tiger's Head* und *Maidenhead*. Der Kirchhof von St. Paul ist einer der ungefährlichsten Orte, um sich in London zu verlieren. Granden und Vagabunden, Langweiler und Gecken, junge Damen und alte Männer schreiten auf den gleichen Wegen, und niemand sieht aus, als gehöre er nicht hierher.

Die Bücherstände, die sich in der Mitte des Hofes drängen, hatten schon seit sieben Uhr morgens geöffnet, und jetzt, weit nach Mittag, sah man den Gesichtern der Händler die anstrengenden Stunden an. Das Geschäft lief flau, trotz der Menschenmenge. Allenthalben Seufzen und Stirnrunzeln, geschürzte Münder und spitze Blicke. Gedämpft miteinander schwatzend, verstummten sie plötzlich, ließen den Blick über die stöbernden Kunden schweifen und stießen stumme Flüche aus, wenn mal wieder einer las und las und dann nicht kaufte.

Ich suchte nach Thomas Blaize, meinem ältesten und engsten Freund, einem Schauspieler, der so gern Dichter wäre. Blaize hatte Verse veröffentlicht, die, könnten sie lesen, Hunde zum Jaulen brächten. Nie zufrieden damit, einer der besten Schauspieler zu sein, klemmte er sich hinter jeden aus der literarischen Welt, in der Hoffnung, sich so mit Talent vollsaugen und andern seine Gedichte andrehen zu können. Wo, wenn nicht inmitten von Büchern, hätte ich meinen verhinderten Verseschmied sonst suchen sollen? Ich entdeckte ihn schließlich in ein Gespräch vertieft mit einem gesetzten, graumelierten Gelehrten und schlängelte mich nah genug heran, damit ich die Worte des aufbrausenden alten Herrn verstehen konnte.

»Ich bin nicht verpflichtet, ein Buch zu kaufen, nur weil ich es in die Hand genommen habe.«

Blaize hat ein langes Gesicht, große Zähne und eine hohe Stirn, die von einem schmalen Haarbüschel in Form eines Fragezeichens gekrönt wurde. Seinen dunklen Augen und hohen Wangenknochen verdankte er den Spitznamen ›die Viper‹, der jedoch seinem sanften Naturell genauso Hohn sprach wie sein düsterer Gesichtsausdruck. Jetzt entblößte er seine Zähne zu einem Lächeln und beugte sich zu dem Kunden vor.

»Daran gibt es nichts auszusetzen.« Blaize' Lächeln wurde breiter, und er setzte seine Rede, wie es nur ein Schauspieler kann, in lautem Plauderton fort. Seine Worte hallten über den Kirchhof, sodass sich Buchhändler wie bummelnde Kunden dem Tumult zuwandten. »Es gibt viele erstklassige Bücher auf der Welt.« Er setzte eine finstere Bühnenmiene auf und hielt das fragliche Buch, einen schmalen grünen Gedichtband, den ich als die einzige Publikation meines Freundes erkannte, in die Höhe. »Ich hätte nur gern gewusst, was es mit diesem besonderen Buch auf sich hatte, dass Sie es gleich wieder zur Seite legten.«

Der alte Mann trat einen Schritt zurück.

»Wie ich Ihnen schon sagte, nichts Besonderes.« Er schnaufte etwas, suchte nach einem Grund, der ihn von dieser Nervensäge befreien konnte. »Vielleicht die Farbe der Buchdeckel.«

Blaize betrachtete das Buch eingehend, hob es hoch ins Licht und wich geschickt dem verärgerten Händler aus, der sich mit einem Satz nach vorn sein Buch zurückerobern wollte. Zwischen den Ständen hallte vereinzelt Kichern wider. An einem anderen Tag hätte ich mitgetan bei dem Spaß, doch jetzt fragte ich mich, wie er seinen Scherz treiben konnte, da man Kyd gefoltet hatte und sein engster Freund mit Newgate

rechnen musste. Der Anblick, wie er das Publikum umschmeichelte, verhärtete mein Herz.

»Was stimmt nicht mit den Buchdeckeln?«

Der alte Mann trat noch einen Schritt zurück, doch hatte sich inzwischen eine kleine Menschentraube gebildet, die ihn einkesselte.

»Sie sind ziemlich dunkel. Ich glaube, ein etwas hellerer Einband würde mir besser gefallen.«

Er wandte sich zum Gehen, doch keiner machte ihm Platz, dem Publikum gefiel die Vorstellung. Hinter dem Rücken des Mannes erhob Blaize seine großen Hände, als wolle er, überwältigt von Zorn, den Ignoranten packen und über den Kirchhof schleudern. Langsam und theatralisch senkte er wieder die Arme, schnitt verzweifelte Grimassen und übertrieb die Anstrengung, die es ihn kostete, sich zu bezähmen. Die Menge lachte. Der alte Mann drehte sich wie ein geprügelter Hund zu seinem Peiniger um, doch Blaize hatte sich schon wieder beruhigt und setzte seine Klagerede fort.

»Ich sah, dass Sie den Band öffneten, bevor Sie ihn wieder zurücklegten. Sie lasen eine Seite, hoben die Augen zum Himmel und schlugen das Buch dann ziemlich heftig wieder zu. Dieser Ausdruck in Ihrem Gesicht, wie soll ich sagen...«, sagte er zögerlich. »Ich weiß nicht, wie ich ihn beschreiben soll.«

Der Mann sah ihn wütend an.

»Vielleicht war es die Schrift, sie ist doch ziemlich klein, und ich bin ein Mann in mittleren Jahren. Oder es lag daran, dass der Autor nicht in der Lage war, all das auszudrücken, was er ausdrücken wollte.«

Die Menge reagierte auf diesen Geistesblitz mit Gelächter, und Blaize quittierte den Hieb des Kontrahenten, indem er wie ein tödlich Getroffener seine Brust umklammerte.

»Sir«, sagte er, als das Lachen verklungen war. »Ich möchte Ihnen dieses Buch als Geschenk überreichen.«

Der Kunde wich zurück.

»Ich kann von einem Fremden kein Geschenk annehmen.«

»Ein Buch von seinem Autor anzunehmen ist mit keinerlei Verpflichtung verbunden, außer der, es zu lesen.«

Der Mann sah aus, als sei das genau die Verpflichtung, die er fürchtete. Jemand rief: »Du hast deinen Spaß gehabt mit dem alten Kerl. Jetzt quäl ihn nicht auch noch mit deinen Versen.«

Wieder Gelächter, bei dem ganz kurz ein Ausdruck aufrichtiger Irritation über das Gesicht meines Freundes huschte. Er fing sich schnell und hob die Hand, um weiteren Einwürfen zuvorzukommen.

»Ich darf annehmen«, fuhr Blaize fort, »dass Sie ein regelmäßiger Besucher von St. Paul sind?« Der Mann nickte zögernd. »Auch ich bin an den meisten Tagen hier zwischen den Ständen anzutreffen. Wenn wir uns das nächste Mal begegnen, können Sie mir sagen, was Sie von dem Buch halten und ob es klug von Ihnen gewesen ist, es so leichtfertig zu verschmähen...«

Vielleicht sah er mich aus dem Augenwinkel, oder er spürte meinen Blick, jedenfalls unterbrach Blaize mitten im Satz seinen Redeschwall und drehte sich um, als hätte jemand nach ihm gerufen. Im nächsten Moment trafen sich unsere Blicke.

*Kit.*

Stumm formten seine Lippen meinen Namen. Ich glaubte, ihn noch nie so blass gesehen zu haben, und fragte mich, ob ihm vielleicht übel sei. Blaize vergaß das Ziel seines Spotts, drängte sich durch die Menge und kam auf mich zu wie ein Mann, der gerade aus einem Traum erwacht ist.

Hinter ihm forderte der Buchhändler bei dem alten Mann das Geld für den Gedichtband ein. Der Mann beharrte jedoch darauf, dass ihm das Buch vom Autor höchstpersönlich

geschenkt worden sei. Die Menge zerstreute sich, während zwischen den beiden alten Männern ein zweites, diesmal verbohrtetes Wortgefecht ausbrach.

Ungeachtet der Vorstellung hinter ihm schaute Blaize mich unablässig an.

»Ich hatte dich schon abgeschrieben.«

»Hat nicht viel gefehlt.«

Er legte mir eine Hand auf die Schulter. Seit ich Walsingham verlassen hatte, war das die erste freundschaftliche Berührung. Ich legte kurz meine Hand auf die seine. Er schaute mich an, und ich spürte sein Verständnis und seine Angst und bereute, dass ich an seiner Zuneigung gezweifelt hatte. Mir ging auf, dass ich ihn in Gefahr bringen könnte, und ich sagte:

»Es ist vielleicht besser, wenn man uns nicht zusammen sieht.«

Blaize zog die Hand zurück.

»Möglich, trotzdem bin ich froh, dass du gekommen bist. Komm mit, hier in der Gegend gibt es jede Menge Orte, wo wir ungestört sind.«

\* \* \*

Blaize führte mich durch einen feuchten, schattigen Weg Richtung Beinhaus. Ich wusste, wohin wir gingen, zu *Blind Grizzle's*. Ein kleines, schwach beleuchtetes Geschäft, das von Grizzle geführt wurde, einem steinalten Buchhändler, der nichts mehr sehen konnte und sein Gewerbe mit einem Sachverstand handhabte, dessen Quelle sein Gedächtnis war.

Eines Tages, so die allgemeine Meinung, würde irgendein Schläger Grizzle eins überziehen und sich mit seiner Beute, wenn nicht gar mit dem Gold, das Grizzle gerüchteweise an



irgendeinem geheimen Ort versteckt hatte, aus dem Staub machen. Obwohl sein Laden nach den Gesetzen der Logik von Dieben belagert sein müsste, büßte er dennoch selten ein Buch ein. Er hatte unter den Decken der winzigen Geschäftsräume ein Netz aus Glöckchen gespannt, die klingelten, wenn man über die unebenen Holzdielen ging. Auf dem Boden selbst waren Bücherstapel verteilt, deren Position in Grizzles Hirn gespeichert war, und die so platziert waren, dass Kunden oft dagegen stießen. Er hatte einen Gefährten namens Hector, einen intelligenten Hund, der das Kommen und Gehen von Besuchern mit einem tiefen Knurren begleitete, das halb Willkommensgruß, halb Warnung war vor den Folgen, die jemand zu gewärtigen habe, sollte er dumm genug sein, seinen Herrn zu belästigen.

Der Alte und sein Hund waren die Maskottchen der Buchhändler. Hoch gehalten als Beispiel für hündische Ergebenheit und den Triumph über körperliche Gebrechen. Die Kollegen eilten herbei, wenn er Hilfe brauchte, obwohl Blaize behauptete, dass sie mit dem Hund unter einer Decke steckten und Grizzle direkt unter seinen blinden Augen um die besten Stücke betrogen. Blaize und ich hatten den Laden oft gemeinsam besucht und kannten den Alten gut, trotzdem war ich mir nicht sicher, ob er der geeignete Ort war, um Vertraulichkeiten auszutauschen. Ich beugte mich zu Blaize vor und flüsterte:

»Blinde haben scharfe Ohren.«

»Und versiegelte Lippen.« Grizzle wandte uns seinen leeren Blick zu. »Wenn es um Dinge geht, die ich nicht hören soll, dann geht nach hinten, da könnt ihr vertraulich reden.«

»Wir wollten Sie nicht kränken.« Blaize legte eine Hand auf den Arm des Alten, und mir fiel auf, dass Hector ruhig blieb.

»Von manchen Dingen weiß man besser nichts.«

Der Alte seufzte.

»Und doch kommt ihr damit in meinen Laden.«

\* \* \*

Das Hinterzimmer war dunkel und muffig und voller hoher Bücherstapel. Ich stolperte über etwas, und mein Degen streifte eine Säule aus Büchern. Ich fluchte und hielt meine Hand gegen den schwankenden Turm. Er zitterte noch einen Moment in der Senkrechten, Blaize lachte, dann stürzten die Bücher zusammen und blieben als breiter, zerklüfteter Hügel liegen. Der Hund bellte, und Grizzle rief: »Passt auf, wo ihr hintretet. Die Bücher sind alle geordnet.«

Blaize antwortete.

»Nichts passiert. Wir bauen sie wieder ordentlich auf, bevor wir gehen.«

Aus dem Laden drangen brummende Geräusche nach hinten, dann gaben der Hund und der Alte Ruhe und überließen uns der Stille.

Wir saßen nebeneinander auf dem Bett. Einmal gab mir Blaize einen Klaps auf die Hand, aber ansonsten berührten wir uns nicht und schauten uns auch kaum an, während jeder seine schlechten Nachrichten erzählte.

Ich sprach als Erster, berichtete von der Vorladung und überstürzten Abreise aus Walsingshams Haus, von der Befragung durch den Kronrat, von der unerwarteten Freilassung und den Neuigkeiten über Kyd, die mir der Gefängniswärter erzählt hatte. Die nächtliche Begegnung mit meinem Gönner ließ ich aus, selbst den besten Freunden sollte man keine Dinge anvertrauen, die einen an den Galgen bringen können. Blaize schüttelte den Kopf über die Gräuel, von denen

ich erzählte, doch als ich meinen Bericht mit dem Rat des Wärters beschloss, nach Schottland zu fliehen, hellte sich seine Miene auf, und er sagte lachend:

»Besser an den Galgen als in dieses erbärmliche Land.«

»Vielleicht kommt es soweit«, fuhr ich ihn an.

Er entschuldigte sich, lächelte aber, während er den Kopf schüttelte, und fügte seiner Entschuldigung noch eine Erklärung hinzu.

»Während du weg warst, bin ich die ganze Zeit in London gewesen. Die Pest ließ jeden um sein Leben fürchten, bis schließlich einige von uns anfangen, sich über den Tod lustig zu machen. Ich gehörte zu einer Truppe, die jeden Abend in einer Bierschenke einen Toast auf den Tod ausbrachte. Und obwohl ich ihm nie begegnet bin, beehrte er doch einige meiner Gefährten mit seinem Besuch. Ich lernte, über den Tod zu lachen, und bin bis heute von diesem Brauch nicht abgerückt.«

Ich spürte, dass Blaize zu einer Serie von Pestgeschichten anheben wollte, aber ich hatte keine Zeit für eine Litanei über den Tod und diejenigen, die ihm knapp entronnen waren. Dieser Krieg ruhte, während die mich bedrohende Gefahr akut war. Ich fiel ihm ins Wort.

»In Erinnerungen können wir später schwelgen. Jetzt brauche ich Informationen über meine Lage. Hast du irgendeine Idee, wer der Urheber dieses Pamphlets sein könnte?«

Blaize blickte mich mit seinen braunen Augen an und seufzte. Er stützte die Ellbogen auf seine schmalen Knie, beugte sich vor, legte den Kopf in eine Hand und starrte auf den Boden. Das dunkle Haar hing ihm ins Gesicht und verbarg seine Züge, als er zu erzählen begann, was er wusste.

»Sofort, als das Pamphlet an der Tür der holländischen Kirche auftauchte, wurde auch über dich getuschelt. Für die meisten warst du ein Held. Du weißt ja, wie das ist, wenn die

Pest wütet. Auf dein Pamphlet folgten Gerüchte, dass die Pest nicht wie Sumpfgas aus dem Boden aufsteigt oder wie Sporen durch die Luft schwebt, sondern dass sie in den Straßen von irgendwelchen Fremden versprüht wird. In jeder Taverne, an jeder Straßenecke wurde dein Name geflüstert.«

Ich spürte, wie sich meine Brust zusammenzog. Die Spione der Königin sind überall, und Gerede in den Straßen kann einen schnell in den Kerker bringen.

»Hast du nie daran gedacht, nach mir zu schicken?«

Blaize schüttelte den Kopf.

»Ich wollte dir über die Gerüchte berichten, aber das war nicht so einfach. Ich hatte kein Geld und kein Pferd, und allen, die ich kannte, ging es genauso.«

»Du hättest dir Geld leihen können. Oder ein Pferd stehlen. Ich hätte das getan für dich.«

Er hob den Kopf und starrte mich an, bis ich den Kopf abwandte.

»Du hast mich zurückgelassen in einer von Pest bedrohten Stadt, du hättest nie erfahren, wenn der Tod mich geholt hätte. Und währenddessen warst du sicher und hattest es bequem.« Seine Stimme bebte. »Ist dir nie der Gedanke gekommen, dass ich bei deiner Rückkehr hätte tot sein können, verscharrt in irgendeiner namenlosen Grube? Jeden Morgen beim Aufwachen hörte ich das Läuten der Glocken an den Leichenwagen. Schlingernd sind sie durch die Straßen gezogen, in hohen Haufen lagen die Toten darauf. Du hättest die Körper sehen sollen. Männer und Frauen durcheinander, Alte und Junge ineinander verschlungen auf eine Art, die sie im Leben entehrt hätte. Vornehme Damen, die ihre Sittsamkeit verteidigt hätten wie reiche Männer ihr Gold, breitbeinig, halb nackt, ihr Fleisch entblößt für alle Welt. Kinder, noch am Tag zuvor die Freude ihrer Eltern, wurden achtlos dazugeworfen.

Die Männer, die die Karren lenkten, waren betrunken. So wie ich, von morgens bis abends.«

Seine Worte schmerzten, doch ich schüttelte sie ab.

»Ich konnte dich vor diesen Heimsuchungen nicht bewahren. Walsingham betrachtet mich als einen besseren Dienstboten. Er erlaubt mir nicht, Entourage mitzubringen.«

»Ja, ja, Gesellschaft könnte ihm den Spaß verderben.«

Ich fragte mich, was Blaize wusste. Wir saßen eine Weile schweigend da, dann fuhr er fort.

»Wie auch immer, es war nicht einfach. Gerüchte greifen um sich wie Feuer. Eine kleine Flamme lodert auf. Du springst herbei, um sie zu löschen, und dann, wenn du glaubst, sie ausgetreten und alle Gefahr gebannt zu haben, drehst du dich um und siehst, dass ihre Funken hinter deinem Rücken neue Flammen entfacht haben. Bevor du es merkst, stehen ganze Gebäude in Flammen, dann Straßen.« Er schüttelte den Kopf über das Inferno, das er heraufbeschworen hatte. »Wie auch immer, die Leute hielten dich für schuldig, die Einwanderer verleumdet zu haben. Aber sie haben dich gepriesen für diese Schuld.«

Ich sah Blaize vor mir, in einer Bierschenke, im Mittelpunkt irgendeiner Ausschweifung, die Aufmerksamkeit voll auskostend, die ihm in Verbindung mit meiner traurigen Berühmtheit zuteil wurde.

»Blaize«, zischte ich. »So wie die Zeiten sind, müssen wir jetzt beide sehr vorsichtig vorgehen.«

Er richtete sich auf und schaute mich an, ungläubig, dass ich ihn für illoyal halten könnte.

»Ich habe dich immer nur verteidigt.«

»Ja, ja, aber was für eine Verteidigung war das? Dass ich ohne Furcht sei und vor nichts zurückschrecken würde? Dass ich, weil ich *Tamburlaine* geschrieben hätte, genauso rücksichtslos sei wie mein Held?«

»Hältst du mich für so dumm?« Blaize erhob sich vom Bett und stellte sich vor mich. »Glaubst du etwa, ein Name wie Tamburlaine würde mir so leichtfertig über die Lippen kommen?«

\* \* \*

Ich hatte Tamburlaine, meine skrupelloseste Schöpfung, immer geliebt. Ein primitiver, zum König aufgestiegener skythischer Hirte, der auf seinem Eroberungsfeldzug kein Hindernis gelten ließ. Ich hatte ihn beim Schreiben neben meiner Schulter gespürt, er hatte meine Feder zu immer neuem Frevel getrieben. *Tamburlaine* war ein Triumph gewesen, auch wenn manche das Stück für verderbt hielten. Sie war zu widernatürlich, diese Bössartigkeit, die sich weigerte, vom Guten gezähmt zu werden. Und es stimmte, über der Aufführung hatte von Anfang an ein Fluch gelegen, ein Fluch, der auch meinen Freund in Mitleidenschaft gezogen und ihm guten Grund gegeben hatte, meinen Helden zu hassen.

Blaize war einer von *Tamburlaines* Hauptdarstellern gewesen. Am Premierenabend hatte er in genau der Sekunde bemerkt, dass sich in seiner Pistole scharfe Munition befand, als er abdrückte. Er riss den Arm gerade noch herum und konnte seine Schauspielerkollegen verschonen, wirbelte aber, anstatt in die Deckenbalken oder den Boden zu schießen, mit dem Lauf zum Publikum hin, dem kaum noch die Sekunde zum Stöhnen blieb, bevor der Knall ertönte. Das Donnern war so laut, dass es sogar das tumultöse Stimmengewirr im Theater übertönte und jeder einen Augenblick lang taub war. Das Kreischen der Menschen erweckte das Gehör wieder zum Leben. Manche glaubten sich getroffen, standen aber nur unter

Schock, andere glaubten die Spanier im Anmarsch. Als sich die Verwirrung legte, entdeckte man, dass sich ein schreckliches Unglück ereignet hatte. Der Schuss hatte einen Mann verletzt und eine schwangere Frau getötet.

Lange Zeit hatten Blaize Schuldgefühle geplagt. Tatsächlich, wenn ich jetzt darüber nachdachte, fragte ich mich, ob er je über die Katastrophe hinweggekommen war. Es schien, als hätte seine Arbeit nach dem Unglücksfall eine Wendung zum Hoffnungslosen genommen. Seit jener Zeit sah er oft so aus, als dröhne der Schuss immer noch in seinen Ohren.

Ich klopfte neben mir aufs Bett und sagte: »Ich weiß, dass du mir nicht schaden wolltest.«

Blaize setzte sich, und ich legte eine Hand auf seine Schulter. Ich hoffte, meine Berührung würde ihn so beruhigen wie die seine mich getröstet hatte.

»Es gibt nur einen Weg, wie ich mich retten kann. Ich muss die Person, die sich Tamburlaine nennt, finden und seinen Kopf dahin stecken, wo er meinen sehen will. In eine Schlinge.«

\* \* \*

Grizzle fragte: »Sind die Bücher wieder geordnet, die ihr umgeworfen habt?«

Wir sagten: »Ja, ja.« Obwohl sie über den Boden des Lagerraums verstreut waren wie eine explodierte Sprengladung.

Er wusste, dass wir Lügner waren, und jammerte: »Ihr haut mich übers Ohr. Ihr habt sicher den halben Laden unterm Arm, die Hälfte von meinem Gold habt ihr ja sowieso schon zu euren Gläubigern getragen.«

Ich schaute Blaize an, und er machte kreisende Handbewegungen vor seinem Gesicht – übergeschnappt. Als wir uns von St. Paul entfernten, sah ich, dass er ein in Pergament gebundenes Buch betastete. Er bemerkte meinen Blick und lächelte.

»Hab ich an einem von den billigen Ständen gefunden.«

Ich schaute ihn ernst und böse an, dann fingen wir beide an zu lachen. Wir waren froh, uns wieder zu haben. Dennoch hoffte ich, dass Blaize dieses eine Mal die Wahrheit gesagt hatte, denn ich konnte das Gefühl nicht loswerden, dass es uns Unglück bringen würde, wenn wir den blinden Mann beraubt hätten.

\* \* \*

Heutzutage entstehen aus alten so schnell neue Bierschenken, dass es kaum lohnt, sich ihre Namen zu merken, wenn sie überhaupt einen haben. Jede Menge Läden ohne Konzession. Wirtshäuser ohne die Weihe einer Namenstafel oder eines gemalten Schildes. Bierschenken, die die Eingeweihten mit geheimen Zeichen, einem roten Holzgitter oder einem Brett mit Karomuster, durch ihre Türen locken. Blaize und ich suchten einen solchen Ort. Rund um die holländische Kirche, wo meine Schwierigkeiten begonnen hatten. Eine Taverne, wo man billig trinken konnte und mir ein loser Mund vielleicht etwas Neues über meine Nemesis verriet.

Unsere Suche wurde von unablässigem Kirchenglockengeläut begleitet, ein unsere Stadt derart peinigendes Geräusch, dass ein normaler Londoner es einfach ignoriert. Doch an jenem Tag war es mir unmöglich, das Dröhnen auszusperren. Jeder Glockenschlag fuhr mir in die Knochen, als läutete er meine



letzten Stunden ein. Während wir dahingingen, dachte ich darüber nach, Blaize loszuwerden. Aber er hatte die Engelstaler in meiner Tasche gerochen. Außerdem wollte ein Teil von mir, dass er in meiner Nähe blieb. Vielleicht war ich des Alleinseins müde, vielleicht fühlte ich mich sicherer, wenn ich wusste, wo er war. Was auch immer der Grund war, für diesen Nachmittag blieben wir aneinander gekettet. Ich sagte mir, ein Mann in Begleitung kommt einfacher mit Fremden ins Gespräch als ein einsamer Wolf. Also behielt ich ihn bei mir.

Wir fanden schließlich einen rohen, finsternen Ort, eine Höhle von Pub, gerammelt voll mit Männern. Der Lärm ihrer Gespräche drang bis nach draußen auf die Straße. Ein tiefes Grollen, das zu Crescendos aus Gelächter und Zank anschwellte. Gelegentlich erhob sich über die Stimmen der Männer die einer Frau, versoffenes Gekreische, das das dumpfe Brabbeln durchbohrte. Als wir das stinkende, verräucherte Halbdunkel betraten, erkannte ich es als einen Zufluchtsort, wo arme Männer und reiche Gauner zusammen tranken und nach der Erlösung suchten, die der Alkohol zu bieten hat. Ich spürte, wie meine Lebensgeister sich regten. Es war wie eine Heimkehr, ich wusste sofort, dass ich für einen anständigen Schluck die Sache der Gerechtigkeit erst einmal verschieben würde.

In der Ecke kratzte ein buckliger Fiedler eine Melodie, die eher schrill als melodisch war. Unsere Blicke begegneten sich, dann schaute er wieder nach unten auf seinen Bogen und bewegte sich im Takt der Musik. Zwei Afrikaner in zerlumpter Livree, deren schwarze Gesichtsfarbe schon zu Grau verblichen war, hingen nebeneinander über ihren Krügen und lallten fremdartig in ihrer eigenen Sprache. Vielleicht planten sie ihre Flucht oder schwelgten in Erinnerungen an Länder unter der Sonne. Die Taverne stand eine Stufe über einem Puff und lockte Frauen für jeden Geschmack an, dralle und dürre,

eisern Stumme, die Nüchternheit mimten, ausgelassene Schnapsdrosseln, die einem ihre wogenden Brüste aufdrängten für einen Schluck spanischen Weins oder etwas weniger Edles. Und wünschte man eine andere Art von Gesellschaft, so gäbe es Mittel und Wege, sie hier aufzutun.

Spione sind gehalten, nüchtern zu bleiben. Ein bisschen Alkohol mag die Sinne schärfen, aber zu viel tötet die Urteilskraft. Er lässt die Schlitzohrigsten scheitern und macht aus den Durchtriebensten Dummköpfe, die sich dazu verleiten lassen, geheime Dinge auszulaulern. Er lässt uns die Regeln missachten, er schwächt die schlagende Faust. Er lässt uns vergessen, was wir nicht vergessen dürfen. Spione werden ermahnt, ihre Sinne nicht zu benebeln. Sie brauchen die Konzentration des Seiltänzers, das scharfe Auge des Bogenschützen.

Ich stürzte einen Krug Ale hinunter und dann noch einen. Blaize folgte meinem Beispiel, und schnell hatten wir drei Bier intus. Die Anspannung des Tages löste sich allmählich. Tausendmal schon hatte ich mich halb zu Tode gesoffen, und diesen Drang spürte ich auch jetzt. Ich hoffte nur, dass es keine Generalprobe für den echten war. Wir waren beim vierten Bier, als Blaize in seine Lederjacke griff und einen kleinen Umschlag hervorzog.

»Ich habe vergessen, dir das zu geben.«

Leise dudelte die Fiedel. Eine Frau lachte schrill, als sie in den Armen zweier Männer die Taverne verließ. Ich zögerte, als ich das namenlose Siegel sah. Es war unversehrt.

»Was ist das?«

Blaize schüttelte den Kopf, aber ich blieb hartnäckig.

»Wo hast du das her?«

»Das hat mir ein Junge gegeben, vor ungefähr einer Woche.« Blaize nahm einen großen Schluck Bier und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. »Er ist in die Taverne

gekommen, wo ich gerade beim Bier saß, und hat nach mir gefragt.« Er machte die stammelnde Stimme eines nervösen Jugendlichen nach. »»Thomas B-B-B-Blaize, Schauspieler, Freund von Christopher M-M-M-Marlowe.«« An dieser Stelle holte Blaize zu einer komödiantischen Geste aus. »»B-B-B-B-B-Bühnendichter in dieser Gemeinden. Erst dachte ich, dass es eine Nachricht von dir ist, aber als ich mich zu erkennen gab, fragte er, ob ich es dir überreichen könne. Ich dachte mir nichts Schlechtes und tat ihm den Gefallen.«

Er trank sein Bier aus und bestellte ein neues. Ich zögerte, das Wachs zu brechen, wusste aber selbst nicht warum.

»Hast du den Jungen gefragt, wer ihn geschickt hat?«

»Ein Fremder, der ihm einen Viertelpenny dafür gegeben hatte. Ich verdoppelte, für seine Mühen, und schickte ihn des Weges.« Blaize lachte und prostete mir mit seinem wieder vollen Krug zu. »Keine Angst, du brauchst mir die Münze nicht zurückzugeben.«

Ich lächelte ihn matt an und öffnete den Umschlag. Er enthielt ein Stück einfaches weißes Leinentuch. Ich wendete den Fetzen hin und her, als hoffte ich, seine unbeschriebene Oberfläche berge irgendeine versteckte Botschaft, die durch die Wärme meiner Handflächen zutage träte. Ich schaute Blaize an. Er nahm mir das Stück Tuch aus der Hand und betrachtete eingehend beide Seiten, ob ich etwas übersehen hätte. Er schüttelte den Kopf und gab mir die merkwürdige Botschaft zurück.

»Irgendein finsterer Scherz?«

Ich steckte den Umschlag in meine Lederjacke.

»So schnell? Ich selbst weiß erst kurz um die Gefahr für mein Leben.«

»Nein.« Er lächelte erleichtert. »Ich habe den Umschlag schon vor deiner Rückkehr bekommen, vor diesem Abenteuer.«

Ich zog das Stück Stoff wieder aus der Tasche und hielt es Blaize vors Gesicht.

»Vielleicht ist es ein Kommentar auf meine Arbeit. Der Absender sagt, meine Dichtung ist leer.«

Blaize lachte. Seine großen Zähne schienen zu leuchten in der düsteren Taverne.

»Sicher ist es irgendwas in der Richtung.«

»Trotzdem würde ich ruhiger schlafen, wenn ich wüsste, woher es stammt.«

»Und ich hätte gern einen Sekretär, der sich um meine Geschäfte kümmert.«

Ich stieß mit meiner Degenscheide nach seinem Fußknöchel. Er wich dem Schlag aus, rempelte dabei einen alten Kerl an, der hinter ihm stand, und verschüttete dessen Bier. Wir hielten dem verärgerten Blick des widerwärtigen Bauern so lange stand, bis dieser sich murrend mit dem Rest seines Biers in eine Ecke zurückzog. Und bei der nächsten Runde Ale vergaßen wir auch die Botschaft.

Ich ließ den Blick durch die Taverne schweifen und fragte mich, wen ich am besten in eine Unterhaltung verwickeln könnte. Eine Gruppe Männer, deren Vertrauen ich mit Bier und Witz erkaufen könnte, wäre mir am liebsten gewesen. Doch es zog meinen Blick zu einem einsamen Fremden. Ein kleiner Mann in schwarzer Strumpfhose und schwarzem Wams, darüber ein Umhang von gleicher Farbe mit rotem Innenfutter. Das von der breiten Hutkrempe überschattete Gesicht schwamm im Halbdunkel des Wirtshauses. Aber ich sah die tiefen, wachsamen Augen und einen grauen Ziegenbart. Er könnte glatt als Teufel durchgehen, dachte ich und lächelte in mich hinein. Hätte der alte Höllenhund jetzt im Tausch für irdischen Frieden meine Seele verlangt, hätte ich ihm den Gefallen getan und obendrein gedacht, dass er den schlechteren Handel abgeschlossen hätte.

Ich stupste Blaize an und sagte: »Der Kerl da drüben scheint sich mächtig für uns zu interessieren.«

Blaize schaute sich um.

»Der ist stinkbesoffen, der starrt uns nur an, damit er nicht umfällt.« Er lachte. »Die Bedienungen lassen ihn links liegen. Wir beide sind sein Polarstern, der ihn zur Bar und zum nächsten Bier führt.«

Normalerweise war mein Freund der durch und durch misstrauische Typ, ich wunderte mich über seine frisch erwachte Nachsicht. Ich schüttelte den Kopf.

»Da steckt mehr dahinter.«

Ich schaute mich wieder zu dem Mann um, der inzwischen gemerkt hatte, dass wir uns über ihn unterhielten. Unsicher erhob er sich von seinem Stuhl. Wie ein obszönes drittes Bein baumelte sein Degen an ihm herum. Blaize lachte über seine Tolpatschigkeit. Aber so zu tun, als sei man nicht mehr in der Lage, mit seinem eigenen Degen umzugehen, ist ein Trick so alt wie die Welt. Die Unbeholfenheit des Fremden machte mich nervös, unwillkürlich schob sich meine Hand in Richtung Degen.

Blaize sah das und flüsterte: »Überleg dir gut, ob du jetzt Ärger anfängst.«

»Wer Ärger mit mir will, bekommt ihn auch.«

»Ja, ja«, zischte er. »Du hast einen Heidenspaß, und dann wachst du im Knast wieder auf.«

Jeder Schauspieler wird Ihnen sagen, dass es schwer ist, Betrunkenheit vorzutäuschen. Der Mann schwankte leicht, als er auf uns zuing. Ich fand, er übertrieb. Er bemerkte meine feindselige Körperhaltung, stammelte: »Na, na, wer wird denn?« und hob in gespielter Kapitulation die Arme. Ein paar Männer an einem Tisch brandmarkten ihn gleich als Säufer und lachten. Sie waren zwar selbst schon betrunken, bekamen aber noch so viel mit, dass sie an der Demütigung eines

anderen ihren Spaß hatten. Der Mann schenkte ihnen keine Beachtung und setzte seinen Schlingerkurs fort. Als er aus dem Halbdunkel trat, konnte ich die Verwüstungen erkennen, die der Alkohol angerichtet hatte, die gebrochene, schräg im Gesicht hängende Nase, die Narben am Mund, die ein Sturz im Rausch gegen eine Kneipentischkante gerissen hatte, die tiefen Furchen, die lange, schlaflose Nächte in die Haut um seine Augen gegraben hatten. Ich erinnerte mich an Gespräche in Frankreich, in denen davon die Rede gewesen war, er habe die Torturen der Wippe erduldet, und wunderte mich jetzt nicht mehr, dass ich ihn nicht wiedererkannt hatte. Wenn Richard Baynes der Teufel war, dann war er so gepeinigt wie nur jedes seiner Opfer. Er lächelte uns mit schwarzen Zähnen an.

»Heißen Sie so Bewunderer willkommen?«

Ich spürte, wie Blaize' Stolz sich regte. Wenn man ihm schmeichelte, reagierte er wie ein Pfau, der seine Schwanzfedern zu voller Pracht auffächerte. Baynes verbeugte sich so tief, dass er fast vornüber gestürzt wäre. Blaize nickte und ließ die Begrüßung huldvoll gelten. Doch Baynes' dunkle, höhlenartige Augen blickten nicht Blaize, sie blickten mich an.

»Master Marlowe, Ihre Stücke sind glänzend.« Seine Zunge war schwer vom Alkohol. »Erst kürzlich, da haben Sie mir so viel Befriedigung verschafft wie meine Frau, allerdings ohne all den Verdruss.« Er brach in lautes Gelächter aus über seinen eigenen Witz. »Es wäre mir eine Ehre, Sie auf ein Bier einladen zu dürfen.« Er fing den Blick des Barmädchens auf und bedeutete ihr mit einer flinken Handbewegung, unsere Krüge nachzufüllen. »Ein Toast auf das Theater.«

Blaize kippte sein Bier in einem langen Zug hinunter, wobei sein Miene hinter dem Glas verborgen blieb. Er stellte den leeren Krug auf die Theke und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. Als er sprach, war seine Stimme von ausgesuchter Ausgeglichenheit.

»Sie scheinen sich ja gut zu kennen?«

»Leidlich.«

Ich dachte zurück an die kleine holländische Ortschaft namens Flushing, wo wir uns ein Zimmer geteilt hatten, bis Baynes, zermürbt durch die uns obliegenden Pflichten oder in der Hoffnung auf Beförderung, über den Grund war ich mir nie klar geworden, mich der Falschmünzerei und Blasphemie beschuldigte. Ich hatte Gegenklage erhoben, und so wurden wir – beide schuldig und nicht gewillt, am Galgen zu landen – unter Bewachung zurück nach London geschafft. Obwohl die Erinnerung daran mich eigentlich hätte vorsichtig machen müssen, hatte sie eine beruhigende Wirkung auf mich. Ich hatte dem Unheil schon einmal die Stirn geboten und hatte überlebt, um mich ihm ein weiteres Mal zu stellen. Vielleicht überlebte ich wieder und baumelte erst später. Und vielleicht war dieser treulose Spion, der den Priester für beide Seiten gespielt hatte, der sich in den Schattenrändern mehrerer Städte herumdrückte, der Schlüssel zum Rätsel Tamburlaine.

Baynes gab mir mit einem Zwinkern zu verstehen, dass wir unsere Zwistigkeiten in der Vergangenheit belassen sollten, hob sein Glas auf unsere Freundschaft, unsicher, was er von Blaize zu halten habe, und bereit, mit der Ungeniertheit des Spions in jede Rolle zu schlüpfen, die ihm zufallen würde. Ich hob mein Glas und erwiderte den Trinkspruch. Die Ränder unserer Gläser berührten sich, unsere Blicke trafen sich. Ich lächelte darüber, dass ich ihn für Luzifer halten können. Schlimmstenfalls war er ein Teufel zweiter Klasse, mit den Anlagen zur Gottlosigkeit, aber ohne den Geist, sie ohne fremde Hilfe ins Werk zu setzen.

»Master Baynes ist ein Habitué unserer Theater.«

»Ich gehe, so oft ich kann.« Der kleine Mann strahlte Blaize an.

»Er liebt seine Drehungen und Wendungen, auch wenn es manchmal zum Fürchten ist.«

»Ich habe mich schon mehr als einmal halb zu Tode gefürchtet.«

Blaize wusste, dass wir in Rätseln sprachen, konnte sich aber nicht erklären, was wir damit bezweckten.

»Manchmal wundere ich mich, dass wir sie Schauspiele nennen«, sagte er aufs Geratewohl.

Baynes prustete in sein Glas.

»Wie wahr, oft sieht es wirklich nicht wie ein Spiel aus.« Ich warf Richard Baynes einen warnenden Blick zu. Ich wollte nicht, dass sich Blaize in die Sorte Geschäfte verstrickte, mit denen dieser Gnom sich abgab. Er verstand und wechselte das Thema. »Und Sie, Sir, sind Sie auch Dichter?«, fragte er Blaize.

»Man kennt mich eher von der Bühne.«

»Merkwürdig, dass ich Sie noch nie gesehen habe. Aber was soll's, jetzt haben wir uns kennen gelernt, und das verlangt nach weiteren vollen Krügen.«

Ich schritt ein, um den Ruf meines Freundes wiederherzustellen.

»Dieser Mann ist einer der besten Schauspieler Londons.«

Blaize blickte mich finster an. Sein Adamsapfel hüpfte, als er gierig noch mehr Ale hinunterstürzte. Sein Kummer schien Baynes kalt zu lassen. Er lachte und klopfte dem besten Schauspieler Londons auf den Rücken, was dessen Eifersucht nur noch mehr befeuerte.

»Dann habe ich Sie sicher schon gesehen. Ich kann mich nur nicht mehr dran erinnern.«

Blaize' sich zunehmend verfinsternder Blick, der so verbittert war wie der einer sitzen gelassenen Braut, hätte mich stutzig machen müssen. Doch als Baynes von Blaize genug hatte, sich wieder mir zuwandte und fragte: »Und, wie geht's unserm



armen Faustus, dem Verfluchten?«, da musste ich über seine Komplimente und den Kummer meines Schauspielerfreundes lachen.

Baynes schlug mit der Hand auf die Theke. Das Bier in unseren Krügen zitterte wie Miniaturozeane kurz vor Ausbruch eines Sturms.

»Konnte man ihn denn nicht retten? Zum Donnerwetter! Gott würde sich doch sicher eines derart gebildeten Mannes erbarmen?«

Wenn sich in diesen Zeiten ein Gespräch unter Männern der Religion zuwendet, so ist es sicherer, es auf etwas anderes zu lenken, zum Beispiel auf die Hurerei ihrer Mütter, die Habgier ihrer Väter oder die Dummheit ihrer Kinder. Besser vergleicht man die Brüste und tugendhaftesten Körperteile von Schwestern und Ehefrauen, als sich über Jesus Christus und die Apostel auszulassen. Ich wusste mich in Acht zu nehmen vor Baynes und seinesgleichen. In unserer Jugend hatten er und ich auf der Suche nach Verrätern gotteslästerliche Äußerungen als Köder benutzt. Wir waren Männer vom gleichen Schlag. Das hätte mir Warnung genug sein sollen. Wer sonst versteht dich wie dein Zwillingsbruder? Der Raum verschwamm mir vor den Augen, ich war eins mit den Trinkern, Prostituierten, Sündern. Alle von meinem Schlag. Dieser zwielichtige Laden gefiel mir besser als all der Luxus Walsinghams, all die Philosophiererei Raleighs.

Baynes schwor auf Christi Wunden, worauf ich antwortete: »Gott hat seinen eigenen Sohn verstoßen. Warum sollte er sich dann Faustus erbarmen? Sie waren nicht mal enge Verwandte.«

»Nein«, sagte der kleine Mann und wedelte mit dem Finger. Seine Worte waren fromm, doch der Tonfall sprach eine vollkommen andere Sprache. »Die Juden haben Jesus getötet.

Die gleiche finstere Rasse, die auch heute unser Land verseucht.«

Nichts von dem, was er sagte, hörte ich zum ersten Mal. Meine Erwiderung war also wohl kalkuliert.

»Die Juden waren sein eigenes Volk, sie kannten ihn bestens. Sie hatten die Wahl zwischen Jesus und Barrabas, und sie haben sich für Jesus entschieden, obwohl Barrabas ein Dieb und Mörder war. Ich kann nur annehmen, dass er verdiente, was er bekommen hat. Ist ja auch kein Wunder, dass das ein übles Ende genommen hat mit ihm, als Bastard einer Hure.«

Ich steckte mir die Pfeife zwischen die Lippen und zündete sie an. Baynes schüttelte den Kopf, der Schein der Flamme fing sein schlaues Grinsen ein. Die Augen leuchteten rot, wie die eines teuflischen Priesters, der einer frisch bekehrten Seele einen falschen Katechismus entlockt.

»So kann man das nicht sehen.«

Ich zog an der Pfeife und blies ihm Rauch ins Gesicht.

»O doch, ich schon.« Ich amüsierte mich prächtig. »Was war denn der Engel Gabriel? Nichts weiter als der Zuhälter für den Heiligen Geist. Hat er sich etwa nicht an Maria herangemacht, und war das Ergebnis etwa nicht Jesus?«

Baynes spielte den Schockierten.

»Aber Jesus Christus hat uns die Sakramente geschenkt. Dank ihm ruhen wir sicher in der Liebe Gottes.«

»Was für eine verdorbene Liebe, die das Blut des eigenen Kindes als Opfer verlangt.« Ich vergaß meine Mission, Tamburlaine aufzuspüren. Der Alkohol hatte meine Sinne so beflügelt, dass ich in Gotteslästerlichkeiten schwelgte, auf die nüchterne Menschen, die um die Gefährlichkeit wissen, diese Wahrheiten auch nur zu denken, mit Gebeten und Lobpreisungen reagiert hätten. Ich blickte Baynes in die Augen und flüsterte: »Wenn Jesus Christus etwas Verstand besessen hätte, dann hätte er die Sakramente feierlicher gestaltet. Die

Papisten haben das kapiert. Die kennen sich aus mit dem Theater Religion. Die machen ein Spektakel aus der Sache. Eher schau ich mir doch die Vorstellung irgendeines Papistenpriesters mit rasierter Schädeldecke an als so ein scheinheiliges Arschloch von Protestant.« Blaize lachte und stachelte mich zu weiterem Frevel auf. »Jesus Christus hatte keine Ahnung von Theater. Besser würde er...« Ich zog an meiner Pfeife und wartete auf Inspiration. »Besser würde er Gott mit Tabak denn mit Hostien preisen.«

Ich prostete allen im Raum zu. Ich fühlte mich allmächtig, und im Angesicht eines Mannes, der in den Farben des Teufels gekleidet war, verwünschte ich Jesus Christus und seinen rachsüchtigen Vater.

»Aber als Mann des Wortes bist du doch sicher ein Verehrer der Bibel. Ist sie nicht das beste Buch, das je geschrieben wurde?«, zischte Baynes.

Wenn ich nüchtern gewesen wäre, hätte ich gemerkt, dass er jetzt weniger nuschelte als vorher. Doch der Kitzel des Alkohols und der Gefahr hatte mich gepackt. Ich lachte und sagte, dass die Bibel scheußlich geschrieben sei und dass ich, wenn man mich nur ließe, ihren Stil wesentlich verbessern würde. Auch wenn er das alles schon gehört hatte, so munterten meine Narreteien Blaize doch auf. Er lachte und trieb mich weiter vorwärts.

»Erzähl ihm, was du von den Aposteln hältst.« Und so ging es weiter, ich spinn Gotteslästerliches, Blaize kitzelte immer mehr Ungeheuerlichkeiten aus mir heraus, und der kleine Mann machte ironisch Einwände geltend und füllte uns mit Ale ab, bis er schließlich seine Geldbörse leerte und wir bei dunkler Nacht hinaus auf die Straße stolperten.

Blaize torkelte in eine Gasse, blieb an eine Wand gelehnt stehen und brabbelte vor sich hin, während er an seinem Hosenbeutel herumfummelte. Das Gebrabbel verstummte, und

dann hörte ich seinen Strahl gegen die Mauer klatschen. Er sang leise vor sich hin, während er pisste. Ein Wiegenlied. Aus irgendeinem Grund schlug mir das Lied aufs Gemüt. Ich riss mich zusammen, schlang einen Arm um Baynes, erklärte ihn zu meinem neuen Bruder und all unsere früheren Zwistigkeiten für erledigt. Der kleine Mann erwiderte die Umarmung, und ich glaubte ihn voll kindlicher Liebe. Dann schlug die Stimmung um. Er versteifte sich, und ich merkte, dass sein kleiner Körper kräftiger war, als ich vermutet hatte. Plötzlich drückte er mir seinen Dolch in die Seite, ließ mich dessen Spitze spüren und stieß gerade so fest zu, dass sie meinen Wams aufschlitzte, aber nicht mehr. Wie ein Schraubstock, mit einer Kraft, die ich ihm nicht zugetraut hatte, hielt er meinen Arm fest. Dann schob er sein Gesicht nah an meines heran, und ich glaubte einen Hauch Schwefel zu riechen. Schockiert von der Attacke, keuchte ich stoßweise, holte dann aber tief Luft, um nach Blaize rufen. Doch Baynes drückte mir das Messer sofort tiefer in die Seite, ritzte meine Haut auf, schnitt mit der Spitze leicht durch mein Fleisch, hielt dann wieder inne und versprach mir mehr, sollte ich einen Ton von mir geben. Einen Augenblick lang lag die Straße still da, nur unser abgehacktes Atmen und Blaize' Wasserstrahl waren zu hören. Dann sprach Baynes. Krächzend, voller Hass und Abscheu, die Stimme klang vollkommen anders als die sanfte Stimme, die mir Gotteslästerliches entlockt hatte.

»Du bist ein gottloser Mann. Mach deinen Frieden, bevor du stirbst. Deine Zeit kommt bald.«

Er spuckte mir ins Gesicht und stieß mich weg. Hinter meinem Rücken hallten seine Schritte träge und anmaßend durch die dunkle Straße. Dann kam mir das Bier hoch, ich beugte mich am Straßenrand vornüber und kotzte in den Rinnstein. Als ich mich wieder umdrehte, den Degen in der

Hand, bereit, ihn aufzuspießen, war Baynes nirgendwo zu sehen.

\* \* \*

Als Baynes' Schritte gerade verklungen waren, tauchte Blaize schwankend aus der Gasse auf. Er legte letzte Hand an seine Hose, lachte über mein Elend und hakte mich schwungvoll unter. Die körperliche Nähe kam mir zu schnell nach Baynes' Verrat, und ich sträubte mich. Aber er hielt mich fest in der Senkrechten und lenkte mich, halb Krücke, halb Steuermann, in irgendeine Richtung. Dann stolperte er, stürzte und riss mich mit nach vorn. Ich übergab mich wieder und spürte, wie mein Kopf allmählich klarer wurde, während mir ganz elend wurde vor Dummheit und Angst. Blaize rappelte sich auf, missdeutete meine Furcht für Schwermut und sagte: »Mein Zimmer ist gleich hier in der Nähe, unterwegs besorgen wir dir noch eine Medizin für deine Unpässlichkeit.«

\* \* \*

Ich schaute zu, wie Blaize das Mieder des Mädchens aufschnürte. Sie war mit Recht nervös, so allein mit zwei Männern, deshalb ging er behutsam mit ihr um. Ich fing an, mich auszuziehen. Wir hatten diesem Laster schon einmal gefrönt. Ich wusste, was jetzt kam, und konnte mir nichts Besseres als diese weitere Erniedrigung vorstellen, um mich zu verlieren.

Der Körper des Mädchens leuchtete silbern in der Dunkelheit. Blaize präsentierte sie mir wie ein ausgewickeltes Geschenk. Sie lächelte tapfer. Sie hatte sich entschieden, dass Blaize ungefährlich war, aber ich stellte eine unbekannte Größe dar, schweigsam und ernst, während er sie die ganze Zeit umschmeichelte und anlächelte.

Ich legte meine Hand auf ihr Kreuz und zog sie zu mir heran. Sie ließ es geschehen, aber mit noch genügend Widerstand, um mich wissen zu lassen, dass sie immer noch unsicher war. Vielleicht glaubte sie auch, dass es mich erregte.

»Wie weiter, geliebtes Biest?«, flüsterte ich. »Ich wünschte, wir hätten etwas Licht.«

Sie drückte sich an mich und stieß gegen das Harte, das sie dort spürte. Ich grub mein Gesicht in ihr Haar, roch Rauch und Abendluft, hörte sie sagen: »Wir lassen die Funken des Mondscheins für uns sprühen«, und fühlte mich besser. Die Floskel war so alt, dass ich wusste, sie hatte sie schon zu anderen Männern gesagt und ich würde nicht derjenige sein, der ihre Unschuld zerstörte. Ich fuhr mit meinen Fingern sanft über die Rundung ihres Hinterns, über die Wölbung ihrer Schenkel, in den Sturz ihrer Taille. Der Gegensatz zwischen ihrem weichen runden Fleisch und meinem steif aufragenden Pfeil war faszinierend. Ich wünschte, wir hätten einen Spiegel, dass ich uns nebeneinander sehen, dass ich meinen Körper beobachten könnte, wie er in ihrem aufging. Ich beugte meinen Kopf gegen ihren Hals, drang mit einem Finger in sie ein, vertrieb ihre Feuchtigkeit auf ihrem Nippel und presste meinen Mund darauf. Sie keuchte, schlang ihre Beine um meine Taille, half mir hinein und umfasste meinen Hals. Ich legte meine Hände auf ihren Hintern und führte uns beide in einen keuchenden Rhythmus, bis mir die Anstrengung zu viel wurde, ich sie aufs Bett legte und mit meinem Körper bedeckte. Und

die ganze Zeit war ich mir des in der Dunkelheit lächelnden Blaize bewusst.

Als wir fertig waren und uns voneinander lösten, spürte ich, dass ihre Nervosität zurückkehrte, und begriff, dass dies für sie die gefährliche Zeit war, hinterher, wenn die Männer sich oft verwandelten und den Frauen etwas antaten. Ich strich ihr besänftigend übers Haar und schaute zu Blaize. Er schüttelte den Kopf und warf mir eine Münze zu. Sie funkelte, während sie durch die Dunkelheit flog. Ich fing sie auf, gab sie dem Mädchen und legte selbst noch zwei dazu. Ihre Erleichterung hing in der Luft, als sie sich hastig anzog, um so schnell wie möglich zu verschwinden. Als sich die Tür hinter ihr schloss, zischte mir Blaize zu: »Dafür kannst du in die Hölle fahren.«

Wir versanken in der flüssigen Dunkelheit. »Die Hölle ist in dieser Welt, und wir sind mittendrin.«

Sein Atem strich über mein Gesicht, er streckte die Hand nach mir aus, und dann waren wir zusammen. Irgendwann in der Nacht weckte mich ein Schluchzen. Aber ob es von der Straße kam oder in meinem Kopf war, konnte ich nicht sagen.

\* \* \*

Wo sonst kann ein Poet leben als in den Schlupfwinkeln für die armen Schweine? In den Bettlerbrutstätten, wo einer so willkommen oder unwillkommen ist wie der andere. Meine Unterkunft befindet sich in einem heruntergekommenen Mietshaus in Norton Folgate. Dorthin wollte ich. Ich tauchte ein in einen strahlend frischen Morgen, den der Gestank der Themse durchwehte.

Für einen Theatermenschen war es früh, doch in den Straßen wimmelte es schon von Leuten, die die Not umtrieb, sich ein

paar Münzen zu verdienen. Als ich die Brücke überquerte, schwappte mir eine Menschenflut entgegen, deren Ziel das Ufer war, das ich gerade verlassen hatte. Menschen, die nichts zu verkaufen hatten und sich deshalb selbst verkauften. Gaukler und Jongleure; Falschmünzer, Taschendiebe, Hochstapler; Tänzer und Fiedler, Langfinger und Schieber, Vagabunden jeder Sorte. Drei Generationen von Gaunern schwammen mit der Menge. Zerlumpte Kinder beobachteten die Bewegungen von stellunglosen Lehrjungen und Burschen ohne Herrschaft. Alte Soldaten, die keine Soldaten mehr waren, sondern nur noch ihre Wunden pflegende Bettler, schlurften schwerfällig dahin. Alle waren aus ihren privilegierten nächtlichen Schlupfwinkeln gekrochen und strömten in die Stadt.

Die Auffälligsten waren die Fremden. Diejenigen, die im eigenen Land nicht gelitten waren und sich deshalb das unsere erkoren hatten, die ihre eigenen Gebräuche und Sitten mitbrachten und manchmal auch Kenntnisse, die die Königin gern für sich in Anspruch nahm. Sie waren unbeliebt bei den Menschen. Die Andersartigkeit und die Fertigkeiten der Ankömmlinge riefen Neid und Misstrauen hervor, die zu Angriffen und Gewalttaten, zu Mord und Streit führten. Die Krone war dem mit Gesetzen begegnet, die harte Strafen für jeden vorsah, der sich an Fremden verging, bis hin zur Todesstrafe als äußerster Sanktion. Das Papier, das mir der Kronrat gezeigt hatte, hatte mich über meine Schriften mit einem üblen Komplott gegen die Fremden in Verbindung gebracht, und dafür konnte ich hängen.

Mit der Abenddämmerung strömte der Verkehr in die entgegengesetzte Richtung. Und im Schlepptau der Schurken folgten die Ehrbaren, reiche wie arme. Im Dunkeln begaben sich Bürger, Kaufleute und Aristokraten, Gutsherren und Ehrenmänner aus der Stadt hinaus in die gesetzlosen Viertel, in



die Theater und zu den Kampfplätzen, wo man Hunde aufgefangene Bären hetzte. Sie gierten nach der Gesellschaft von alten Huren, jungen Huren, Sixpenny-Huren, waren wie verrückt unter ihren Perücken, ließen in den Bordellen ihre Hosen herunter und dankten Gott für die Erfindung von Sünden, die sie bereuten und verleugneten, noch bevor sie wieder auf die sichere Seite des Flusses zurückgekehrt waren.

Mitten aus der Menge rief jemand: »Passt auf eure Geldbörsen auf!« Die meisten kannten den alten Trick und ließen ihre Hände, wo sie waren. Doch nur ein paar Meter vor mir riss ein junger Bursche in Samthosen die Hand hoch, fasste sich an die Brust seiner Lederjacke und markierte trefflich das Ziel für den Dieb. Ein Einbeiniger hüpfte mit seiner Krücke behände an mir vorbei und rempelte den Burschen an. Im Schatten des ersten Krüppels folgte ein zweiter, ein Beinloser mit langen Armen, der auf einer Kiste mit Rädern rasend schnell vorbeirollte. Beide Männer trugen die lüstern grinsenden Narben von Boxkämpfen. Binnen eines Augenblicks wurde dem Burschen die Geldbörse entrissen, wurde sie weitergereicht und das Diebespaar von der Menge verschluckt. Niemand zeigte Mitleid. London hält derartige Lektionen im Minutentakt bereit, jeder muss selbst sehen, wie er zurechtkommt.

Hinter jeder vierten Tür befand sich eine Taverne oder Bierschenke, hinter jeder fünften ein Bordell. Das Verhör durch den Kronrat lastete noch schwer auf mir. Ich wunderte mich darüber, dass es so schnell auf Walsinghams Liebesdienst gefolgt war, schob mein Misstrauen aber beiseite. Was wir getan hatten, war ein Kapitalverbrechen, aber keiner konnte gegen den anderen vorgehen, ohne sich selbst zu bezichtigen, außerdem konnte er sich von mir befreien, ohne auf das Gesetz oder Mord zurückgreifen zu müssen.

Stattdessen richtete ich meine Gedanken auf das Ziel, das ich ansteuerte, und fragte mich, ob mein Zimmer noch frei war. Am Vorabend meiner Abreise hatte ich der Vermieterin zwei Monatsmieten im voraus bezahlt. Sie war gerade dabei gewesen, in ihrer Wohnung Innereien zu braten. Wie ein zappeliger Haufen Maden hüpfte und zuckte das gehäckselte Gedärm in seinem eigenen Fett und erfüllte den Raum mit dem süßlich fauligen Geruch von brennenden Hexen. Auf mein Klopfen an der offenen Tür drehte sie sich um und schaute mich mit ihrem immer gleichen säuerlichen Gesichtsausdruck an. Die Aussicht auf meine Abwesenheit und der Anblick von so viel Geld hatte jedoch eine Verwandlung zur Folge. Nachdem sie jede einzelne Münze mit ihren Zähnen überprüft hatte, packten ihre Hände, die noch härter und zerfurchter waren als ihr Gesicht, mit einem gespenstischen Klammergriff meinen Arm. Die Einladung, mit ihr zu essen, beschied ich mit geschürzten Lippen abschlägig, worauf sie, keineswegs gekränkt, mit ihrem Festschmaus begann und mich zwischen Kauen, Schlucken und Beteuerungen, dass ich mir um die Reinlichkeit und Sicherheit meines Zimmers keine Sorgen zu machen bräuchte, immer wieder mit einem verkrampften Lächeln bedachte.

Allerdings konnte eine unehrliche Vermieterin in einer Welt voller Hahnreis das Bett eines abwesenden Mieters möglicherweise weitervermieten. Hätte meine Rückkehr unter einem günstigeren Stern gestanden, wäre ich großspurig in meine Wohnung gerauscht, bereit, jeden Eindringling zurückzuschlagen, aber an jenem Tag war mir der Gedanke, zwischen meinen wenigen dort lagernden Dingen irgendeinen abgerissenen Herrn aufzustöbern, widerwärtig. Oder schlimmer: Wenn man Kyds Zimmer durchwühlt hatte, konnte den meinen die gleiche Behandlung widerfahren sein. Wer konnte wissen, was mich dort erwartete? Ich drückte mich

gegenüber von meiner Wohnung in eine Taverne, ein schäbiges, niedriges Loch, das genau zu meiner Stimmung passte. Das Hauptgeschäft würde erst später am Tag beginnen, wenn die von der Arbeit durstigen oder die gerade aus ihren Betten gekrochenen Männer hereindrängten. Jetzt nuckelten nur wenige Trinker an ihren Bierkrügen und Pfeifen. Sie saßen im Halbdunkel an rohen Tischen, die achtlose Männer mit abstehenden Holzsplittern und tiefen Kerben verziert hatten. Ich bestellte Sherry, beauftragte einen neben der Tür herumlungern den Jungen, meine Ankunft und die Bitte zu übermitteln, mein Zimmer herzurichten, und setzte mich dann in eine dunkle Ecke mit Blick auf die Tür. In der Mitte des Raumes war eine Männerrunde beim Glücksspiel. Das Klackern der Würfel und die leisen, präzisen Ansagen ihrer Wetteinsätze waren die einzigen Geräusche im Raum. Die Beliebtheit der Zahlen hob sich wohltuend ab von dem gleichmäßigen Klappern der Würfel. Ich nippte an meinem Sherry und verlor mich in Gedanken. Die Ereignisse des vergangenen Tages kehrten zurück. Der lange Ritt von Walsinghams Haus, das Verhör durch den Kronrat. Ich rief mir die Macht meines Gönners in Erinnerung und fragte mich erneut, ob die Wendung, die unsere letzte gemeinsame Nacht genommen hatte, mir schaden konnte. Schließlich versetzte ich mich zurück in den Frieden des Waldes, erinnerte mich der ausgeklügelten Konstruktion der in den Tiefen des Waldes gedeihenden Farne. Jedes an seinem eigenen Platz, in seiner bis ins Letzte geregelten Welt. Und doch war die Welt dieser gekräuselten Wunderwerke grausam. Sollte sich eins zu nah an einem andern entfalten oder zufällig zu weit in den Schatten geraten, würde es ohne Hoffnung auf Hilfe verdorren.

Mein Grübeln wurde unterbrochen von der Rückkehr des Jungen, der mir mitteilte, dass meine Räume immer hergerichtet gewesen seien, »in all den Wochen«. Ich hörte in

diesen Worten die verletzte Unschuld meiner Vermieterin. Mit einem Kopfnicken entließ ich den Jungen. Doch anstatt sich zu entfernen, streckte er mir einen Umschlag entgegen.

»Sie hat mich gebeten, Ihnen diesen Brief zu geben. Er ist vor einer Stunde für Sie abgegeben worden.«

Ich gab ihm die versprochene und eine zusätzliche Münze als Zeichen der Anerkennung dafür, dass das Siegel auf dem Umschlag unversehrt war. Er rührte sich nicht von der Stelle in der Hoffnung, mit einer Antwort betraut zu werden, doch ich bedeutete ihm mit einem Blick, dass er gehen könne.

Eigentlich hätte ich mich mit dem Umschlag lieber an einen weniger öffentlichen Ort zurückgezogen, doch selbst wenn er schlechte Nachrichten enthielte, war es besser, sie zu erfahren, bevor ich mich wieder auf die Straße wagte. Ich hielt das Schreiben unter den Tisch, brach das namenlose Siegel, riss den Umschlag auf und zog ein kleines, scharlachrotes Leinenrechteck hervor, das genauso groß und kryptisch unbeschrieben war wie der jungfräuliche Stofffetzen, den ich am Tag zuvor von Blaize erhalten hatte.

Wenn das Verhör vor dem Kronrat nicht gewesen wäre, hätte sich mir die Bedeutung der seltsamen Botschaften vielleicht erst viel später erschlossen. Doch plötzlich lag sie offen vor mir. Ich stürzte meinen Sherry hinunter, stopfte mir die blutrote Nachricht in die Tasche, zog mir meinen Umhang eng um die Schultern und verließ die Taverne.

\* \* \*

Mein Zimmer war so schäbig und dunkel, wie ich es verlassen hatte. Ich setzte mich aufs Bett und zog die beiden

Leinenfetzen aus der Tasche. Verse aus *Tamburlaine* fielen mir ein, und ich flüsterte sie laut vor mich hin.

*Am ersten Tag, wenn er die Zelte abbricht, ist ihre Farbe weiß, und auf dem Silberhelm trägt er die Feder weiß wie Schnee, die Milde seines Sinnes anzuzeigen, die, beutesatt, kein Blutvergießen will.*

Meine Hände ballten sich zu Fäusten. Ich öffnete sie und beobachtete, wie sich das zerknitterte Gewebe entfaltete, zertrampelte Rosen, die eine so rot wie die andere weiß.

Während der Belagerung hatte Tamburlaine die Zelte in seinem Lager an drei aufeinander folgenden Tagen mit einer anderen Farbe geschmückt. Erst weiß, was Frieden anbot, sollte der Feind sich ergeben. Dann rot, was die Hinrichtung aller Kämpfer bedeutete. Und schließlich schwarz, was für jeden – ob Mann, Frau oder Kind – den sicheren Tod ankündigte. Nicht einmal ein Hund wurde das Schlachten überleben.

Der Kronrat hatte solche Spielchen nicht nötig. Tamburlaine war mein bester, unerschütterlichster Held, er hatte mir etwas von seiner Kraft geliehen, und ich fühlte mich nie so gut, wie wenn er unsichtbar an meiner Seite ging. Seine großspurigen Worte kamen mir wieder in den Sinn.

*In Eisenketten halte ich die Parzen gefangen – mit eigner Hand dreh ich Fortunas Rad – und eher soll die Sonn aus ihrer Sphäre taumeln, als Tamburlaine geschlagen oder überwältigt sein.*

Bis zuletzt blieb Tamburlaine der Große unbesiegt; was ihm den Weg verstellte, verwandelte er in Schutt. Aber ich war sein Schöpfer und würde jeden zornigen Gott ausstechen. Ich würde meine Feind gewordene Schöpfung zerstören, sobald ich wusste, wer sie war. Ich legte mich auf den Rücken, schloss die Augen und schlief ein. Die beiden Leinenfetzen in meinen fest geschlossenen Fäusten wurden feucht.

\* \* \*

Das Klopfen war nicht das zögerliche Pochen meiner Vermieterin, sondern ein herrisches Hämmern, das mich sofort an den Boten der Königin erinnerte und mein Herz rasen ließ. Mit der Bitte um Geduld – »Moment, komme gleich« – lugte ich durch den Spalt, den ich nach meinem Einzug vor vielen Monaten im Türpfosten ausfindig gemacht hatte. Die Ritze war nicht breit genug, um mir den ganzen Mann zu zeigen. Nur eine Ahnung von brauner Lederjacke und rostbraunen Kniehosen. Als wüsste sie, dass sie beobachtet wurde, bewegte sich die Gestalt und versperrte mir die Sicht. Ich legte die Hand auf meinen Dolch, öffnete ruckartig die Tür und stand einem Fremden gegenüber. Angesichts meiner kämpferischen Haltung trat er einen Schritt zurück und gab mir so zu verstehen, dass er nicht vorhabe, mich zu bedrohen. Vielmehr lächelte er, als amüsiere ihn der Gedanke, dass ich glaubte, es mit ihm aufnehmen zu können.

»Master Marlowe?«

Ich nickte.

»Ich komme im Auftrag eines Mannes, der Sie gerne kennen lernen würde.«

Der Mann, der vor mir stand, hatte die Größe einer kleinen Eiche. Selbst wenn die Masse zu Lasten seiner Schnelligkeit ginge, so würde seine Kraft das mehr als wettmachen. Ich nahm nicht an, dass er mich zu einem Festessen einladen wollte, und versuchte Zeit zu gewinnen, indem ich ihn absichtlich missverstand.

»Ich weiß die Einladung zu schätzen, doch habe ich zahlreiche andere Verpflichtungen.« Ich deutete auf die offene

Tür. »Bestellen Sie Ihrem Herrn alles Gute und meinen Dank für die schmeichelhafte Einladung.«

Er schaute sich ungeduldig um.

»Wir haben keine Zeit für lange Reden. Beeilen Sie sich, mein Herr wünscht Sie in seinem Haus zu sehen, er hat Ihnen etwas mitzuteilen, das zu Ihrem Vorteil ist.«

»Der Name Ihres Herrn?«

»Ist nichts für flüchtige Ohren.« Er trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. »Ich versichere Ihnen, dass Sie nichts zu befürchten haben. Wofür ich sicherlich nicht mehr bürgen würde, sollten Sie die Einladung zurückweisen.«

Der unvermeidliche Augenblick, wenn ich ihn schlagen und er mich dann durchs Zimmer prügeln und schließlich dorthin schaffen würde, wohin er mich schon die ganze Zeit schaffen wollte, rückte schnell näher. Ich holte tief Luft und hoffte, es würde nicht zu weh tun. Ich wies mit schwungvoller Geste Richtung Tür.

»Darf ich Sie jetzt höflichst darum ersuchen zu gehen.«

Er lachte.

»Master Marlowe, ich will Ihnen nichts Böses. Aber ich habe Anweisung, dafür Sorge zu tragen, dass Sie im Hause meines Herrn eintreffen. Und Sie werden dort eintreffen, sei es nun putzmunter oder schlafend. Sie haben die Wahl.«

Es ist Selbstmord, in einem kleinen Raum gegen einen überlegenen Gegner kämpfen zu wollen. Vor allem, wenn der Feind in der einzigen Tür steht. Ich legte eine Hand auf meinen Degen.

»Vorsicht«, sagte er. »Ein einmal gezückter Degen findet nur schwer wieder zurück.«

Und obwohl ich mir der Wahrheit seiner Bemerkung bewusst war, riss ich den Degen aus der Scheide und versuchte es mit einem Satz vorwärts und einem plumpen Hieb, der in keinem Handbuch für Degenfechter verzeichnet war.

Er wich meiner Attacke erstaunlich behände aus, parierte meine Vorstöße mit drei aufeinander folgenden Streichen, die allesamt Fast-Treffer waren, bis ich schließlich, seiner Gnade ausgeliefert, an der gegenüberliegenden Wand stand. Er hielt mir den Degen an die Kehle und schlug mir mit der Faust aufs Kinn. Der Schlag kostete mich ein paar Tropfen Blut und schüttelte mein Hirn durch, allerdings nicht genug, um es zur Vernunft kommen zu lassen. Er drückte mir die Degenspitze gegen den Adamsapfel, sanft, aber doch fest genug, um mich wissen zu lassen, dass meine Haut sehr bald nachgeben würde, zog dann die Klinge wieder zurück und grinste mich an.

»Fertig?«

Ich schüttelte mir das Klingeln aus dem Kopf und nickte schnell, damit er mir nicht noch einen Faustschlag versetzte.

»Gut«, sagte er nachsichtig lächelnd, während ich mir das Blut aus dem Gesicht wischte. »Es ist alles in Ordnung, Master Marlowe. Und denken Sie dran, gelegentlich verbinden die Menschen die gleichen Interessen.«

Richtig, nur wusste er damals nicht, welches meine Interessen waren.

\* \* \*

In der Annahme, dass man mich auf die andere Seite des Flusses schaffen wollte, hatte ich anfangs noch versucht, mir Straßen und Abzweigungen unseres Weges einzuprägen, doch jagte die fensterlose Kutsche mit einer Geschwindigkeit über die holperigen Straßen, dass ich schnell die Orientierung verlor. Als wir ankamen, wurde ich schnell in ein Haus gezerrt. Ich war so eng eingekellt zwischen dem Kutscher und meinem Begleiter, dass sie mir wie zwei Scheuklappen die Sicht



versperrten. Auch ohne einen Sack oder eine Mütze über dem Kopf bekam ich nur mit, dass man mich in ein stattliches Stadthaus brachte.

Mein neuer Freund geleitete mich in einen bescheidenen Raum, in ein anonymes Büro ohne jeden Hinweis darauf, was für ein Mensch hier arbeitete. Hinter einem breiten Schreibtisch aus Holz saß ein Mann um die Dreißig. Er war klein, mehr Elfe als Kobold, und hatte ein schlaues, spitzes Gesicht. Er hätte jugendlich gewirkt, wäre da nicht das in der Mitte der hohen Stirn in einer Spitze zulaufende, glatte dunkle Haar gewesen, das ihm einen finsternen Zug verlieh. Er schaute auf, unterzeichnete mit schwungvoller Geste noch ein Schriftstück, erhob sich dann und kam hinter dem Schreibtisch hervor.

»Master Marlowe, ich danke Ihnen, dass Sie so freundlich waren, unserer Einladung zu folgen. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

Ich hätte sagen können, dass sie mir keine Wahl gelassen hatten, doch erschien mir das wenig sinnvoll. Also verbeugte ich mich stattdessen und bat um einen Becher Wein. Der Mann nickte meinem zum Butler degradierten Aufpasser zu, der uns beiden einen Becher Malmsey einschenkte, sich verbeugte und dann zurückzog. Ich hatte seiner Offenheit vertraut und bedauerte, dass er ging, weil mir nämlich klar war, dass mein Gegenüber von subtilerem Schlage war. Wir ließen uns in zwei nebeneinander stehenden Sesseln nieder und saßen eine Weile schweigend da. Mein Nachbar lehnte sich zurück, legte die Fingerspitzen gegeneinander und stützte sein Kinn darauf. Seine knopfblanken Augen musterten mich, als könne er sich über etwas nicht ganz klar werden. Ich nippte etwas öfter an meinem Wein, als ich eigentlich wollte, und wartete darauf, dass mir der Grund meines Besuchs offenbart würde. Schließlich sprach er.

»Sie scheinen sich in ein kleineres Problem verstrickt zu haben, Master Marlowe.«

»Das gehört zu meinem Beruf. Das Theater gründet sich auf Probleme.«

»Das Theater des Lebens auch?«

»Allen Menschen ergeht es so.«

»Vielleicht«, sagte er lächelnd. Es war ein brüderliches, verständnisvolles Lächeln, und dennoch ohne Illusionen hinsichtlich meines Charakters. »Allerdings sind die Schwierigkeiten der meisten Menschen prosaischer Natur. Es fehlt ihnen an Geld, oder sie haben Streit mit ihrer Frau. Sie, Master Marlowe, laufen Gefahr, Ihr Leben zu verlieren.«

Ich nahm einen Schluck von meinem Wein und erwiderte sein Lächeln.

»Das klingt nach einer Drohung.«

»Es ist eine Tatsache. Die Stadt ist geschwächt von der Pest und nervös angesichts eines drohenden Krieges. Es gehen Gerüchte, dass die Spanier bald unsere Häfen erreichen. Erst gestern hat die Königin Truppen entsandt, um einer Invasion zuvorzukommen. Die Zeiten sind verzweifelt, die Nerven angespannt, und der Kronrat führt Untersuchungen gegen Sie. Sollten diese ungünstig verlaufen, könnten Sie baumeln.«

Und das ist noch nicht alles, dachte ich. Der Kronrat machte mir zwar Angst, doch stand an erster Stelle meiner Sorgen immer noch Tamburlaine. Ich verbannte jeden Zweifel aus meiner Stimme.

»Ich vertraue auf die Fähigkeit des Kronrats, die Wahrheit zu ermitteln.«

Er lachte. »Sie wissen so gut wie ich, Master Marlowe, dass der Kronrat das findet, was er sucht.« Er nahm einen kleinen Schluck und wurde ernst. »Haben Sie sich noch gar nicht darüber gewundert, warum Sie nicht fein säuberlich weggesperrt in Newgate sitzen?«

Seit meiner Rückkehr nach London hatte ich fortwährend in der Erwartung des Geräuschs eines sich im Schloss drehenden Schlüssels und der armseligen Aussicht durch ein vergittertes Fenster gelebt. Aber es gab keinen zwingenden Grund, das jetzt zuzugeben.

»Ich dachte, vielleicht hat jemand aus der Mitte des Rats Einfluss genommen oder war mir freundlich gesonnen.«

Er beugte sich vor wie ein beflissener Schullehrer, der einem schwachen Schüler zur Bewältigung des Einmaleins gratuliert.

»So war es tatsächlich. Und haben Sie einen Gedanken darauf verwandt, wer für Sie gesprochen haben könnte?«

Ich versuchte meine Stimme von Neugier frei zu halten.

»Ja, Sir, allerdings sehe ich mich nicht verpflichtet, meine Gedanken mit einem Fremden zu teilen.«

»In diesem Fall werde ich es Ihnen selbst sagen und überlasse es Ihrem Urteil, ob wir der gleichen Auffassung sind. Lord Cecil sprach von Ihnen als jemand, der der Königin gute Dienste geleistet hat.« Die Erleichterung muss mir im Gesicht gestanden haben. Der Mann beugte sich noch weiter vor. »Er sprach zu Ihren Gunsten, so sehr, dass es Ihnen das Gefängnis erspart hat. Andere jedoch, die sich in solchen Dingen auskennen, hielten seine Verteidigungsrede für so wohl gesetzt, dass sie sich fragten, ob er Ihnen vielleicht deshalb die Freiheit bewahrte, weil Sie so viel über seine eigene Welt wissen.« Er war jetzt sehr nah, er flüsterte, sein Atem kitzelte meine Wange. »Dieser Zwerg Cecil hält seine Hand über Sie, aber nur solange Sie ihm von Nutzen sind, und diese Zeit neigt sich dem Ende zu.«

»Die Zeit neigt sich immer dem Ende zu.«

»Wohl wahr, aber die Ihre muss noch nicht so früh enden.« Er lehnte sich wieder zurück. »Eine weitere Stimme erhob sich zu Ihrer Verteidigung. Die meines Herrn. Der Einfluss seiner Worte reicht weit.«

»Ich würde gern Gelegenheit erhalten, ihm dafür zu danken.«

»Die Gelegenheit könnte sich ergeben.« Sein Lächeln war zurückgekehrt. »Inzwischen sei Ihnen versichert, dass ihm Ihr Wohlergehen am Herzen liegt.«

Ich wählte meine Worte mit Bedacht.

»Es ist immer gut, einen Verbündeten zu haben, aber es fällt schwer, Hilfe anzunehmen, wenn man nicht weiß, woher sie kommt.«

»Ein Mann in Ihrer Lage wird doch gewiss Hilfe aus jeder Richtung willkommen heißen?«

»Nicht, ohne den Preis zu kennen.«

Der Mann öffnete seine Hände, streckte mir die rosafarbenen Handflächen entgegen und nahm mit der Raffinesse eines Markthändlers die Verhandlungen auf.

»Der Preis ist einer, den Sie zahlen können, während Sie gleichzeitig an Ansehen gewinnen und sich aus den Schwierigkeiten befreien, die Sie gegenwärtig bedrohen.«

Ich spielte den Desinteressierten.

»Möglich, dass ich mich ihrer selbst entledigen kann.«

»Mein Herr ist ein guter Freund, aber es würde ihn äußerst schwer treffen, sollten Sie ihm die Unterstützung versagen.«

»Die Schwierigkeit bleibt bestehen. Wenn ich Ihren Herrn nicht kenne, kann ich weder seinen Versprechen noch seinen Drohungen Glauben schenken.«

Er lächelte.

»Seine Drohungen sind Versprechen.«

»Dann soll er zur Tat schreiten.« Ich stand auf. »Vielleicht würde ich für Mephistopheles arbeiten, wenn mir der Handel attraktiv erschiene. Aber ich werde mich nicht an einen Mann binden, der zu feige ist, seine Identität zu offenbaren.«

Er schaute zu mir hoch.

»Auch um den Preis des eigenen Lebens?«

Ich ging auf die Tür zu, doch etwas hielt mich davon ab, das Zimmer zu verlassen. Vielleicht die Hoffnung, dass er mich retten könnte.

»Noch lebe ich.«

Seine Stimme klang jetzt scheußlich ernsthaft.

»Niemand von uns kennt die Stunde, aber nur wenige stürmen auf sie los.«

»Bündnisse mit abwesenden Männern werden meine Spanne nicht verlängern. Ich bin nicht ohne Freunde. Ich nehme das Risiko auf mich.«

»Gewiss, und gehen zugrunde.«

»Wenn es denn sein soll.«

Ich wandte mich zum Gehen, als ich hinter mir, von der rückwärtigen Wand her, das Geräusch einer sich öffnenden zweiten Tür hörte. Ich drehte mich wieder um und sah einen Mann eintreten, den ich kannte.

Auch die Abwesenheit der anderen Mitglieder des Kronrats schmälerte seine Autorität nicht. Der alte Mann trug die gleiche schlichte Robe wie tags zuvor, als er mich verhört hatte. Auf seinem Kopf saß ein weicher Hut aus schwarzem Samt. Er gab ihm das Aussehen eines Hexenmeisters, obwohl das sicher nicht in seiner Absicht lag. Der alte Mann nickte seinem Stellvertreter zu, der den Gruß erwiderte. Dann wandte er sich an mich. Seine Stimme klang milde und streng.

»Sie würden also für den Teufel arbeiten, Master Marlowe?«

Einen Augenblick lang glaubte ich, er würde sich als Luzifer höchstselbst offenbaren und sei gekommen, um mich in Versuchung zu führen. Ich schüttelte den Kopf, teils, um seinem Vorwurf zu widersprechen, teils über meine eigene Torheit.

»Das waren unbedachte Worte, die mir in Bedrängnis über die Lippen kamen.«

»Aber Sie sind ein Mann, der sich verkauft.«

»Ich bin Dichter.«

»Und Spion.« Ich schwieg. Ich wollte wissen, was er zu sagen hatte. »Genug der Wortgefechte. Setzen Sie sich.«

Er deutete auf den Sessel, aus dem ich mich gerade erhoben hatte. Ich gehorchte und versuchte, nicht zu sehr wie ein dressierter Hund zu wirken. Er ächzte, als sich seine alten Knochen langsam in einem Sessel niederließen. Ich saß jetzt zwischen den beiden Männern. Als er mir den Kopf zuwandte, verzerrte rheumatischer Schmerz seine Züge, und ich fragte mich, ob hohes Alter ein Ziel war, für das es sich zu kämpfen lohnte. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht.

»Haben Dichter viele Freunde?«

»Einige.«

»Und Spione, wie viele Freunde können die sich leisten?«

»Da fragen Sie den Falschen.«

»Und ich hatte Sie für genau den Richtigen gehalten, mir diese Frage zu beantworten.« Er lächelte. »Ein Spion kann sich keine Freunde leisten. Nicht einen einzigen. Selbst seine Frau könnte im Sold des Feindes stehen.«

»Ich habe keine Frau.«

»Nein«, sagte er und lächelte wieder. »Das ist richtig. Nun, dann Ihr engster Freund oder gar Ihr Gönner.« Ich versuchte ein möglichst gleichgültiges Gesicht aufzusetzen. Vielleicht strafte meine Angst es Lügen, denn die Augen des alten Mannes weiteten sich. »Ja, ja, Ihre Profession kennt keine brüderliche Liebe.« Er strich sich gedankenvoll über den Bart. »Nicht mal unter Brüdern.«

»Was wollen Sie?«

»Ich möchte Ihre Probleme lindern.«

»Wofür ich was tun muss?«

»Bringen Sie uns Raleigh.«

\* \* \*

Raleigh verwandelt jeden Raum, den er betritt. Manchmal ist es, als würde ein Fenster geöffnet. Manchmal, als würde eine Tür zugeschlagen. Soldat, Seemann, Spion, Raleigh hat viele Leben gelebt, seit er die Farm seines Vaters verließ. Alchimist, Höfling, Barde, noch vor gar nicht langer Zeit war er der Liebling der Königin. Noch immer umweht ihn ein Hauch ihres Zaubers, auch wenn er für die Liebe eines Mädchens, das schon lange kein Mädchen mehr war, ihrer Gunst entsagte. Abenteurer, Chronist, Spitzbube. Groß und mager, hat Raleigh das lockige und rosagolden schimmernde Haar jener Marschbewohner, die er in Irland über den Haufen rannte. Aber er ist muskulöser als sie. Seinen Körper bedeckt nur feinstes Tuch. Wenn Höfling Raleigh für seine Königin eine Pflütze zu überbrücken hatte, war der Umhang, den er dabei einbüßte, da können Sie sicher sein, ein feiner.

Raleigh ist ganz Stil und ein bisschen Substanz. Sein spitz zulaufender Bart besteht aus gewellten Naturlocken, deren Pracht selbst Männern, die des Morgens eine volle Stunde mit Barbier und heißen Zangen zubringen, nie ganz zuteil wird. Eine große Perle baumelt verwegen an seinem linken Ohr und gemahnt uns an den Freibeuter im Poeten. Er ist edel und niederträchtig. Er kann vergewaltigen und töten, werben und dichten. Er hat Bischöfe um ihre Pfründe gebracht und goldene Wege in neue Welten geebnet. Raleigh ist der berechnendste unter den Menschen, und obendrein ohne jeden Skrupel.

Raleigh ist ein guter Pirat und ein schlechter Spion. Er ist ein gekonnter Geschichtenerfinder und ein armseliger Ränkeschmied. Er kann Rauch wiegen. Gott herausfordern. Er pflegt Gesellschaft mit Hexenmeistern und Magiern, mit Grafen und Beratern der Königin und hält sie und sich für

Männer vom gleichen Schlage. Er hat Blutbäder und Massaker angerichtet. Virginia besiedelt und die neue Welt verloren. Ein Geschlagener, der Geschichte schreiben und so die letzte Schlacht gewinnen wird, ein guter Freund und ein besserer Feind.

\* \* \*

Ich lehnte mich zurück und schüttelte den Kopf.

»Ich habe genug Feinde, auch ohne Raleigh.«

»Raleigh ist mehr General als Fußsoldat. Wie wollen Sie wissen, dass er nicht in diesem Moment die Kräfte, die ihm noch geblieben sind, gegen Sie in Stellung bringt?«

»Er hat keinen Grund.«

»Vielleicht doch, wenn ihm Gerüchte zu Ohren kommen, dass Sie im Begriff stehen, ihn zu verraten.«

Ich musste an den Rat des Kerkermeisters denken. An seine Andeutungen über einflussreiche Männer, mit deren Leben ich das meine erkaufen könnte.

Meine Gedanken hatten sich schon mehr als einmal in diese Richtung bewegt. Doch wenn Gerüchte darüber, wie ich Raleigh ruinieren wollte, schon in Umlauf waren, dann war ich so gut wie erledigt. Ich spielte den Tapferen und sagte: »Meine Lage ist nicht so verzweifelt, dass ich Verrat an einem Mann betriebe, den ich kaum kenne. Was gegen mich vorgebracht wird, sind allesamt vage Vermutungen, die, da ohne jeden Gehalt, von selbst wieder verschwinden werden.«

Der alte Mann nickte seinem Mitarbeiter zu, der ohne ein weiteres Wort verstand, sich erhob und das Schriftstück holte, das er bei meinem Eintreten unterzeichnet hatte. Er legte es



mir mit der Gewissheit eines Mannes vor, der eine Trumpfkarte ausspielt.

Vor mir lagen all meine gotteslästerlichen Äußerungen vom Abend zuvor, schwarz auf weiß ergossen sie sich über die ganze Seite. Der Schreiber, der sie übertragen hatte, führte eine feine Feder. Die geschwungenen Großbuchstaben und gewölbten Schnörkel waren allerdings nichts verglichen mit meinen Finessen. Meine Reden spiegelten das Tempo des Abends. Ein Jammer, dass sie nicht, wie es seit alters die Mönche hielten, mit Malereien verziert waren. Sie hätten vergoldete Bierkrüge in den Text einstreuen können. Hier einer, der einen milden Dissens hervorhebt, ein zweiter, der das Thema ausschmückt, ein dritter, vierter, fünfter, um all die Ruchlosigkeiten zu bejubeln, die mich an den Galgen bringen konnten. Meine eigenen Worte zerrten an meinem Körper, lagen mir wie Steine im Bauch, umklammerten meine Gurgel wie eine Klauenhand. Das Gefühl erschien mir wie ein Omen für den Galgen und den Folterknecht, und seit Beginn dieses seltsamen Abenteuers verfiel ich zum ersten Mal in Panik. »Was sind das für Lügen?«, stieß ich wütend hervor.

Und wollte mir das Blatt schnappen, doch der jüngere Mann war schneller. Mit einer flinken Bewegung zog er mir das Papier unter den Fingern weg. Als meine Handfläche auf den Schreibtisch klatschte, beugte sich der alte Mann vor, schneller, als ich ihm zugetraut hätte, und stach mir so gelassen, als handele es sich um ein Stück Holz oder einen Orangenschnitzen, sein Messer in den Handrücken. Er hatte sein Ziel gut getroffen, die Klinge glitt glatt durch den schmalen Spalt zwischen den Knochen, was nicht einfach war. Ich heulte auf, und das Messer fuhr so schnell, wie es hineingefahren war, wieder aus meiner Hand heraus. Der Diener, der mich hergebracht hatte, stürzte herein. Mit einem

Blick erkannte er, dass es mein Blut und nicht das seines Herrn war, das sich auf dem Tisch ausbreitete. Er entspannte sich.

»Marlowe ist ein Malheur zugestoßen, seien Sie doch so freundlich und kümmern sich um einen Verband.«

Ich drückte meine Hand gegen die Brust. Mir war zwar bewusst, dass das Blut mein Wams ruinierte, aber der brennende Schmerz lähmte mich. Der Diener kehrte mit heißem Wasser und Verbandszeug zurück und versorgte mit schlachtfelderprobter Sachkenntnis meine Hand. Der alte Mann lächelte.

»Vielleicht hätte ich erwähnen sollen, dass dies nicht die einzige Abschrift ist. Sie sind alle unterzeichnet, bezeugt und den schon gegen Sie vorliegenden Anschuldigungen angefügt worden...«

Er sprach nicht weiter, als hielte er es für unhöflich, auf die Konsequenzen meiner Äußerungen hinzuweisen, sollten sie öffentlich werden. In der Stimme des alten Mannes ließ nichts auf das soeben Vorgefallene schließen, doch bildete ich mir ein, dass seine Wangen etwas Farbe bekommen hatten. »Blut muss fließen. Entweder das Ihre oder Raleighs. Raleighs wäre mir lieber, aber sollten es die Umstände erfordern, wird es auch das Ihre tun.«

Ich sprach durch zusammengegebissene Zähne.

»Wie lautet Ihr Vorschlag?«

»Wenn Sie ein Affidavit gegen Raleigh unterzeichnen, werden wir dieses Schriftstück vernichten und Ihnen bei Ihren augenblicklichen Schwierigkeiten behilflich sein.«

»Und wenn nicht?«

»Niemand kann einem Mann helfen, der sich nicht selbst helfen will.«

Sie gaben mir zwei Tage. Ich umklammerte die verbundene Hand, schaute auf die Kerben im Tisch und fragte mich, ob sie alle vom Messer des alten Mannes stammten. Sein Tonfall war nun ganz Milde und Geschäftsmäßigkeit, er wog die Kosten meines Lebens wie ein Kaufmann den Wert seines Inventars.

»Sie wären gut beraten, jetzt sofort zu unterzeichnen. Wir würden Raleigh beseitigen und mit ihm jede etwaige Bedrohung für Sie.«

»Ich nehme die zweitägige Frist.«

»Wir werden nach Ablauf der Zeit jemanden zu Ihnen schicken. Sie können dann unterzeichnen und selbst überwachen, wie die Beweise gegen sie verbrannt werden, oder Sie tragen die Konsequenzen. Sie haben die Wahl.«

»Sind Sie Tamburlaine?«, fragte ich noch halb benommen.

Er lachte.

»Schlagen Sie sich diesen Hochstapler aus dem Kopf. Wer immer er auch ist, die Bedrohung durch ihn ist nichts verglichen mit unserer.«

»Der Tod ist immer gleich, egal, wer ihn bringt.«

Er schaute mich ein letztes Mal an und fragte: »Glauben Sie das wirklich?«

\* \* \*

An jenem Abend folgte ich dem Lauf der Themse hinaus aus der Stadt. Ein voller Mond, der tief am Himmel hing, als zöge ihn das Gewicht seines Silbers vom Firmament, beleuchtete meinen Weg. Der Mann im Mond glotzte mich an, die Augen schockgeweitet, der Mund im warnenden Schrei erstarrt. Die

Sterne um ihn herum leuchteten so hell wie auf jeder Bühnenkulisse. Ich schaute zum Himmel hinauf und fühlte mich allein. Unter mir drängte der Fluss voran, dunkel und unbarmherzig, verwirbelt von verborgenen Strömungen. Ich fragte mich, wie viele Tode er hütete. Schwangerschaften und gebrochene Herzen, den Fluten untergeschobene Morde, Säufer, Schuldner, Kätzchen, Hahnreis, alle verloren. Ich fragte mich, ob jemals der Tag kommen würde, an dem sie aus seiner Umarmung aufsteigen und ihren Peinigern gegenüberreten würden. Ich rief mir den letzten Satz aus Baynes' Nachricht an den Kronrat in Erinnerung. »Ich glaube, dass alle Menschen christlichen Glaubens danach streben sollten, den Mund eines so gefährlichen Mannes in ihrer Mitte zum Schweigen zu bringen.« Und gelobte, sollte ich ermordet werden, meinen toten Körper, wo immer man ihn verscharrte, aus dem Grab zu zerren und meine Feinde zu hetzen jenseits aller Gnade.

\* \* \*

Pfarrer Parsons sagte, Raleigh betreibe eine Schule für Atheisten, wo Männer lernten, wie man GOD rückwärts buchstabiere. Allerdings bezweifle ich, dass Raleigh jemanden aufnehmen würde, der diesen armseligen Trick nicht ohnehin beherrschte. Einen ganzen Sommer lang war ich regelmäßiger Gast in Sherborne, einem Palast, den sich die Königin aus den Pfründen eines Bischofs unter den Nagel gerissen hatte, als sie Raleighs Cynthia war. Dort ist es nicht zu Teufelsbeschwörungen gekommen. Aber Raleigh hatte erstaunliche Männer zu Gast. Als er die eine Bess gegen eine andere eintauschte und so an Einfluss verlor, wurden Vorwürfe

gegen ihn, die man vorher nur geflüstert hatte, zunehmend laut ausgesprochen.

Männer wie ich waren Gift für Raleighs Reputation. Doch er hielt uns des Risikos für würdig. In seinem Haus lernte ich Thomas Harriot kennen, der eine Reise in die neue Welt gewagt hatte. Harriot erzählte uns, dass diese neuen Gebiete überquollen vor Altertümern aus der Zeit vor Moses und dass die Eingeborenen ihre eigenen Geschichten hatten, in denen keine große Flut verzeichnet war. Unter Raleighs Dach stellten wir das Wesen der Seele in Frage, rauchten Tabak und berauschten uns an unseren gefährlichen Unterhaltungen.

Obwohl es mich mit Kummer erfüllte, war ich gewillt, Raleigh zu verraten, um mich selbst zu retten. Aber Raleighs Stern war schon so viele Male aufgestiegen und wieder verblasst, dass ich mir nicht sicher war, ob ich als Makler seines Todes mein eigenes Leben sichern würde. Allerdings bedeuteten schon Gerüchte, dass ich ihn beseitigen wolle, mein sicheres Todesurteil. Männer lebten nicht so lange und so nahe der Sonne wie Raleigh ohne die nötige Skrupellosigkeit, sich ihrer Rivalen zu entledigen, und mochten ihnen deren Verse noch so sehr gefallen. Poesie kann man schließlich zwischen die Seiten anderer Bücher stecken, der Kopf des Poeten grinst derweil von einer Eisenspitze herunter oder kullert im Straßengraben herum.

Bei meinen Vorbereitungen hatte ich größte Sorgfalt walten lassen. Ich hatte mich verkleidet, so gut ich konnte, hatte mein Haar zurückgebunden und die Kleidung eines Arbeiters angelegt. Ich trat nicht zum ersten Mal so auf, ich gefiel mir ausnehmend gut in Kniehosen und Jacke aus derbem Stoff. Und doch schien ich nicht mehr der stattliche Bühnenauteur zu sein, der erst vor wenigen kurzen Tagen Walsingham betört hatte. Als ich während der Kerzenlichttraser mein Spiegelbild betrachtet hatte, waren mir Falten aufgefallen, die vorher nicht

da gewesen waren. Und mir kam der Gedanke, dass ich, sollte dieses Abenteuer mit meinem Tod enden, nicht als junger Mann sterben würde.

\* \* \*

Mortlake, der Name hatte etwas Furchterregendes. Das Dorf hatten keinen Weiher, aber es muss wohl mal einen gehabt haben. Einen brackigen Tümpel, von Dunst verhangen und mit Leichen verstopft, so dass ihn die Dorfbewohner zuschütteten, ohne allerdings den Namen abschütteln zu können. Um das Geklapper zu dämpfen, hatte ich die Hufe meines Pferdes mit Sackleinen umwickelt, doch immer noch dröhnte der dumpfe Hufschlag laut durch den totenstillen Weiler. In keinem Fenster brannte Licht, kein bellender Hund kündigte mein Kommen an. Alle lagen im Schlaf, ruhten sicher und warm in ihren Betten. Es war unheimlich, sich als einziges waches Wesen durch den menschenleeren Ort zu bewegen. Ich lenkte mein Pferd durch die Hauptstraße, bog in Richtung Kirche ab und sah eine große, schlanke Gestalt in dunklem Umhang, die auf der anderen Straßenseite regungslos im Mondschein stand.

Trotz der Verluste, die er seit unserem letzten Zusammentreffen hatte erleiden müssen, trug Doktor Dee seine sechzig Jahre gelassen. Der alte Zauberer verlor kein Wort über meine Verkleidung, öffnete das Tor zu seinem Garten und bat mich hinein. Die Aura der Zerstreutheit täuschte, sein Verstand war scharf, das wusste ich. Die Geographie von Dees Anwesen ist kaum zu durchschauen. Unter des Doktors Hand waren dem einfachen Wohnhaus seiner Mutter lange gewundene Gänge entwachsen, die sich ineinander verschlangen und ihren eigenen Weg kreuzten, neue Räume,

die wiederum zu Sälen wucherten und die alle zusammen das alte Haus mit einer labyrinthischen Kruste umschlossen, in der sich irgendwo Doktor Dees Bibliothek, seine Laboratorien und geheimen Oratorien versteckten. Das Haus durchwehten Gerüche, die so verwirrend waren wie sein Grundriss. Ich glaubte, eine Mixtur aus Schwefel und Dung zu riechen, beließ es dabei und stellte keine weiteren Analysen an. Ich folgte Dee, der mit sicherem Schritt voranging, und wünschte mir eine Hand voll Kiesel oder ein Knäuel Faden für die Markierung des Rückwegs. Während wir gingen, sprach er wenig, schaute sich aber gelegentlich mit einem Hauch Mitgefühl im Blick um und lächelte mir beruhigend zu. Sein keltischer Singsang verlieh seiner Rede eine gewisse Frische. Was er sagte, war belanglos, die Worte sollten lediglich meine Nervosität mildern, und so antwortete ich nur gleichgültig. Bald verstummte er ganz, und die einzig verbleibenden Geräusche waren die unserer Schritte und Dees leise über den Boden schleifender Umhang. Endlich, wir mussten irgendwo in der Nähe der Hausmitte sein, führte er mich in einen kleinen achteckigen Raum, dessen Wände mit Büchern bedeckt waren, und bot mir einen Stuhl an. Er machte sich an dem Ofen zu schaffen, und ich frage mich, mit was für einer Art Schwarzer Kunst er gerade befasst sei. Dann setzte er sich zu mir an den Tisch und reichte mir eine Kräutertinktur. Ich roch daran, dann nahm ich einen kleinen Schluck. Die Flüssigkeit war warm und schmeckte fad. Dee spürte mein Zögern.

»Nichts, was berauscht oder in Trance versetzt, nur eine Mischung aus Pfefferminz und anderen Kräutern, gut für die Verdauung.«

»Sie glauben, dass ich mir den Magen verdorben habe?«

Der Bart fiel ihm bis zur Mitte der Brust, weich und weiß wie Schwanendaune hob er sich gegen die dunkle Künstlerrobe ab. Er lächelte müde. Falten des Alters und der Kummers, die

vorher nicht da gewesen zu sein schienen, wurden sichtbar. Er nippte an seinem Gebräu.

»Es schadet nicht, könnte Ihnen aber gut tun.«

Ich nickte und trank noch einen Schluck, obwohl es so eklig schmeckte, dass ich dachte, nur eine berauschende Wirkung könnte den Geschmack rechtfertigen. Wir saßen schweigend da. Im Raum nebenan blubberte eine Reihe Destillierkolben geheimnisvoll vor sich hin.

»Kommen Sie mit Ihren Forschungen gut voran?«, fragte ich. Er senkte den Blick.

»Sie nähern sich ihrem Ende.«

Mir ging die Bedeutung seiner Worte auf, und ich wunderte mich über seine gleichmütige Stimme. Aber Dee ist ja auch schon über sechzig, und ich bin nicht mal dreißig. Vielleicht war es kein Wunder, dass meine Stimme nicht so selbstsicher klang.

»Ich fürchte, auch meine Tage könnten sich dem Ende nähern. Komplote bedrohen mich.« Ich hielt inne, fuhr mir mit der Hand über die Stirn und massierte meine Schläfen. Dee nickte mir aufmunternd zu. »Im Tausch für Schriftstücke, die mich belasten, verlangt man von mir, Raleigh einer Clique innerhalb des Kronrats auszuliefern.« Der alte Mann nickte wieder. Seine Gelassenheit irritierte mich, und ich sagte gereizt: »Das scheint Sie ja nicht sonderlich zu überraschen.«

»Was soll daran Überraschendes sein, wenn Männer, deren Geschäft die Gefahr ist und die immer neue Gefahren herausfordern, schließlich feststellen, dass jeder des anderen Schicksal ist? Raleigh ist in gleicher Angelegenheit auch schon hier gewesen.«

Ich fühlte Bedauern und gleichzeitig Erleichterung, dass unsere Wege sich nicht gekreuzt hatten.

»Wie lautet Ihr Urteil?«, fragte ich.



»Welchen Einfluss ich auch immer gehabt habe, er ist zusammengeschmolzen wie mein Vermögen. Wir treten in ein neues Zeitalter ein, und alles, womit ich dienen kann, ist Anleitung. Ich gab Raleigh den Rat, den ich auch Ihnen geben werde. Schließen Sie mit meiner Hilfe ein Abkommen.«

»Leicht gesagt. Mich verlangt nicht nach Raleighs Blut, aber wenn ich wählen muss zwischen meinem und seinem, werde ich nicht zögern.«

»Das Gleiche hat auch er gesagt.«

»Dann heißt es er gegen mich. Wenn ich Raleigh nicht ausliefere, sterbe ich.«

Dee lächelte traurig.

»Wenn Sie es versuchen, werden Sie sterben. Selbst wenn Sie Erfolg haben, dafür wird Raleigh sorgen.«

»Dann sterbe ich also in jedem Fall?«

»Ich kann nur sagen, dass Raleigh keinerlei Angriff von Ihnen hinnehmen wird. Zeichnen Sie irgendwelche Papiere gegen ihn, zeichnen Sie Ihr eigenes Todesurteil. Verpflichten Sie sich aber, ihn in Ruhe zu lassen, und sollten Sie sterben, dann wird er für Ihre Unsterblichkeit sorgen.«

Ich ließ meinen Blick über die Gefäße und Bücher, über die Zaubersprüche und fremdartigen Apparaturen schweifen, die Dee bei seiner berühmten Kunst behilflich waren. Ich lachte.

»Alter Mann, ich will nicht als Staubkörnchen oder Rauchfetzen unsterblich werden, noch will ich einer Ihrer Engel werden.« Ich lächelte. »Ich bezweifle, dass mir das Gewand passen würde.«

Dee schüttelte ärgerlich den Kopf.

»Ihre Ignoranz leuchtet wie Phosphor. Wie könnte ich Sie unsterblich machen? Ich sagte, *er* bietet Ihnen Unsterblichkeit... Raleigh. Er will ein Bündnis. Wenn Sie versprechen, das Affidavit nicht zu unterzeichnen, verpflichtet

er sich, Sie nicht zu töten. Er kann Ihre Feinde nicht vertreiben, aber er verehrt Ihr Talent.

Raleigh verspricht, Sie nicht zu verfolgen, wenn Sie ein Abkommen mit ihm schließen. Er verpflichtet sich außerdem, sollten Sie sterben, dass Ihre Schriften über Ihren Tod und diese schwierigen Zeiten hinaus auch in Zukunft leben werden.«

»Raleigh gibt ein Versprechen, das er nicht halten kann. Meine Arbeit wird mit mir sterben.«

»Nein. Eine Zeit lang mag sie vielleicht vergessen werden, aber es gibt immer Männer, die Dinge von Wert erkennen. Wir und diese Männer werden Ihre Flamme nicht verlöschen lassen und, wenn die Zeit reif ist, die Saat ausbringen für Ihre Renaissance. Sollten Sie Raleigh verschonen, selbst wenn das Ihren Tod zur Folge hätte, garantiere ich Ihnen, dass die Menschen vom Genius des Christopher Marlowe erfahren werden. In vierhundert Jahren und darüber hinaus werden Ihre Stücke gespielt, wird Ihre Geschichte geschrieben werden.«  
Dee lächelte freundlich. »Und das ist doch sicherlich die einzige Unsterblichkeit, die Sie anerkennen würden?«

\* \* \*

Die Nacht verblasste, als ich Dee verließ, doch der Fluss sah auch im Licht der Dämmerung nicht besser aus. Ich fragte mich, was für eine Art Tod das sei, wenn man ertränke, dachte an Raleigh und erinnerte mich seiner Erzählungen über seine Reisen in die neue Welt.

Eines Abends, als uns der Pfeifentabak milde gestimmt hatte und unsere Gespräche von Wissenschaftlichem ins Erinnerungsselige hinübergeglitten waren, hatte er mir von

einer grün aufgedunsenen Leiche erzählt, die einmal aus den Tiefen des Meeres aufgestiegen sei. Von irgendeinem anderen Schiff gestürzt, so seine Vermutung, obwohl er sein Schiff für das einzige gehalten hatte, das bis in diese noch auf keiner Karte verzeichneten Gewässer vorgedrungen war. Der Körper hüpfte auf der Brandung und nahm die Wellenkämme so glatt und federnd wie eine aufgepumpte Schweinsblase. Der Kapitän befahl der Crew, den Verwünschten wieder unter Wasser zu drücken. Doch Seeleute sind abergläubisch, sie behaupteten, der Mann sei ein Omen für die Zukunft, und widersetzten sich dem Kapitän bis an die Grenze zur Meuterei. Der Kapitän gab nach, und der Ertrunkene folgte ihnen im Sog des Kielwassers einen halben Tag lang. Mit dem gleichmäßigen Schlag eines Totengräberhammers schlug er dumpf gegen den Rumpf, bis sie ihn schließlich irgendwann in der Schreckensnacht verloren.

\* \* \*

Ich hatte Dee gefragt, ob er irgendetwas über Tamburlaine wisse. Er hatte nur in die Ferne geschaut.

»Wenn Kelly hier wäre, er könnte uns die Zukunft lesen. Ich bin sicher, dass er aus der Kristallkugel die Identität Ihrer Feinde herauslesen könnte.«

Ich hatte den Kopf geschüttelt.

»Ich vertraue Ihrer Weisheit mehr als seiner. Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich weiß, was denken Sie darüber?«

»Diese Person versucht auf Ihre Art zu schreiben? Der Stil dieses Pamphlets, sagen Sie, war der Ihrige?«

»Meinem unterlegen, aber im Rhythmus meiner Stücke.«

Dee hatte gelächelt.

»Sie sind wirklich eitel *in extremis*.«

Dann hatte er die Hände auf den Tisch gelegt und das Gesicht erhoben. Sein Mund wurde ernst, der Blick verlor sich in der Ferne. Die Kerzen flackerten. Schatten hingen in den Höhlen seines Gesichts, und ich hatte das Gefühl, als könnte ich den Schädel sehen unter einer Haut, die so weiß war wie eine Totenmaske. Wir saßen einen Moment lang schweigend da, dann begann er mit leiser Stimme zu sprechen, wobei sein walischer Akzent deutlicher hervortrat als zuvor und er hier und da innehielt, als suchte er nach den passenden Worten.

»Der Mann, der dieses Pamphlet geschrieben hat, bewundert Sie, auch wenn er gleichzeitig das Räderwerk in Gang setzt, das Ihnen den Tod bringen könnte... Er schlüpft in die Identität Ihrer Schöpfung, um Ihnen so nahe zu sein wie irgend möglich... Er wäre am liebsten selbst Marlowe, doch solange Marlowe lebt, wird er sich mit dem skrupellosesten seiner Helden begnügen... Oder mit dem, der Ihnen am meisten ähnelt... Eine Mischung von Eifersucht und Liebe liegt darin. Ihr Feind Tamburlaine ist ein Mann, der so sein will wie Sie und Sie doch töten will... und so seinen eigenen Tod herausfordert.«

»Sagen Sie mir seinen Namen«, hatte ich mit fordernder Stimme gesagt.

Dee war aus seiner Trance aufgeschreckt, munter und ausgeruht.

»Wie kann ich das?« Seine Stimme war scharf. »Nur Sie und er selbst können wissen, wer Tamburlaine ist.«

Und schlagartig wurde mir klar, dass ich es vielleicht wusste.

\* \* \*

Grizzles Laden war dunkel und schattenverhangen und so still wie das Beinhaus. Als ich eintrat, rief ich seinen Namen und erwartete als Antwort Hectors Knurren, doch das einzige Geräusch, das mich begrüßte, war das leise Klingeln der Glöckchen unter der Decke. Ich wanderte zwischen den Bücherregalen umher, sah den leeren Stuhl des Alten, versuchte den Bücherfallen nicht zu nahe zu kommen und zog, obwohl mir der Schmerz durch die verletzte Hand fuhr, meinen Degen zum Schutz gegen Dunkelheit und Stille. An der Tür zu Grizzles privaten Räumen zögerte ich kurz und stieß sie dann ruckartig weit auf.

Der alte Mann aus dem Kronrat hatte Recht gehabt. Der Tod war nicht immer gleich. Hector lag verrenkt auf dem Boden. Getötet mit einem schnellen Schnitt durch die Kehle. Sein Schicksal war angenehmer gewesen als das seines Herrn. Grizzle schwamm in seinem Blut. Er lag quer über dem Bett, auf dem Blaize und ich vor zwei Tagen gesessen hatten. Der Mörder hatte mit ihm gespielt. An senkrechten Schnitten von einer scharfen Klinge hingen Tränen aus Blut an seinen Wangen. Der Mund war zu einem breiten Harlekingrinsen aufgeschlitzt worden, die Haut über den Wangenknochen war kreuz und quer zerhäckselt, sie ähnelten den mit Rouge geschminkten Wangen eines Schauspielers. Mir kam der Gedanke, dass man ihn gefoltert hatte, um an sein sagenhaftes Vermögen zu kommen. Die Ungerechtigkeit seines Todes, getötet zu werden wegen eines Gerüchts von einem Goldschatz, traf mich wie ein Faustschlag. Ich schlug mit der gesunden Hand um mich und riss ein Bücherregal um.

Die blinden, toten Augen waren weit aufgerissen. Er hatte mir einmal erzählt, dass er den Unterschied zwischen hell und dunkel erkennen könne. Jetzt war alles schwarz. Ich ging in die Hocke, beugte mich vor und schloss ihm die Augen. Ich hoffte, dass er gestorben war, bevor die Verstümmelung begonnen

hatte, bezweifelte es aber. Ich habe viele tote Männer gesehen, doch die meisten waren sich des Risikos bewusst gewesen, als sie starben. Ich schwor, sollte ich jemals Grizzles Mörder finden, würde ich mit eigener Hand für seinen langen, qualvollen Tod sorgen. Auch Hectors Augen waren offen, dunkelbraune, die sich nach hinten in seinen Schädel verdreht hatten. Ich machte mir nicht die Mühe, auch sie zu schließen, aber unwillkürlich fuhr ich ihm mit einem Finger über das harte Fell auf der Nase. Eine Berührung, die er mir nie erlaubt hätte, als er noch am Leben war.

Hätte ich mich nicht gebückt, um diese letzten Dienste zu erweisen, hätte ich ihn übersehen, so vollgesogen mit Blut war der Umschlag. Er lag auf der Brust der Leiche meines alten Bekannten. Selbst wenn er nicht meinen Namen getragen hätte, hätte ich gewusst, dass er für mich bestimmt war. Als ich das Siegel aufriss, wusste ich schon, was er enthielt, ein Stück Leinen so schwarz wie Grizzles Zukunft. Doch während die anderen Leinenfetzen leer gewesen waren, stand auf diesem ein einziges, in kalkweißen Buchstaben geschriebenes Wort, BALD. Ich zögerte. Der schreckliche Verdacht, der in meinem Kopf erste zaghafte Wurzeln geschlagen hatte, entfaltete sich nun zu voller Blüte. Doch dann wurden alle Gedanken verdrängt von Geräuschen, die von vorne aus dem Laden kamen.

Ob es mein lärmender Wutanfall oder Hectors Schweigsamkeit gewesen war, was die Buchhändler an ihren Ständen alarmiert hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls näherten sich mir drei leise Stimmen. Was sie denken mussten, wenn sie einen verzweifelten, blutverschmierten Menschen sahen, der mit gezogenem Degen vor einer Leiche stand, war mir klar. Das Hinterzimmer hatte kein Fenster, war winzig und vollgestopft mit Büchern. Die Pritsche, auf der der alte Mann lag, war das einzige Einrichtungsstück. Ich konnte mich

nirgendwo verstecken, also hielt ich meinen Degen eng an den Körper, holte tief Luft und stellte mich hinter die Tür.

Ich lugte durch den Schlitz am Türpfosten. Eine Sekunde lang ließ der grauenhafte Anblick sie erstarren. Stumm betrachteten sie das in Blut gemalte Gesicht ihres Freundes. Dann, als sei ein Bann gebrochen, setzten sie sich alle drei im selben Augenblick in Bewegung. Einer rannte zurück, um Alarm zu schlagen, die beiden anderen, obwohl ihnen klar gewesen sein musste, dass er tot war, fielen auf die Knie und schauten nach, ob er noch Lebenszeichen von sich gab. Das leise Gemurmel der Männer war ein Durcheinander aus Gebeten und Flüchen. Sie schauten sich an, als seien sie Geiseln einer Traumwelt. Ich wusste, dass diese Taubheit vorübergehen, dass der Schock sich in Wut verwandeln und meine unvermeidliche Entdeckung verhängnisvoll für mich enden würde. Meine einzige Hoffnung war Flucht.

Ich schlich mich hinter der Tür hervor und trat beiden kräftig in den Hintern. Sie verloren das Gleichgewicht und fielen vornüber auf Grizzles und Hectors blutige Körper. Auf diese Weise die Leiche des alten Mannes oder auch die des Hundes zusätzlich zu entweihen, gefiel mir zwar nicht, doch hatte ich kein Verlangen danach, mich in gleichem Zustand zu ihnen zu gesellen. Die dumpfen Rufe der gefällten Buchhändler im Rücken, rannte ich Richtung Ausgang, ohne mich noch einmal umzuschauen. Ich sprang über die Bücherfallen, riss mir die Schnüre und Glöckchen, die sich in meinem Haar verhedderten, vom Kopf und betete, dass niemand den Laden betreten würde, bevor ich die Tür erreichte. Ich dankte dem Schicksal, dass Grizzles Laden im einsamsten Eck des Kirchhofs lag, und rannte in Richtung Beinhaus, wobei ich mich im hohen Gras entlang der Gräber hielt und mir im Laufen die blutverschmierte Lederjacke vom Leib riss in der Hoffnung, dass das Blut mein weißes Hemd verschont hatte.

\* \* \*

Dee hatte stur darauf beharrt, dass nur ich die Identität Tamburlaines kennen könne. Ich hatte gesagt: »Also soll ich Ihnen mein Leben anvertrauen, und Sie geben mir nichts?«

»Vielleicht entkommen Sie Ihren anderen Feinden, und was Raleigh Ihnen anbietet, ist doch beträchtlich, das Überleben Ihres Werks. Wie viele große Werke sind zusammen mit ihrem Schöpfer gestorben? Von Ihren Stücken liegt in Schriftform nur *Tamburlaine* vor.«

»Darum wird sich schon mein Gönner kümmern.«

Dee hatte weggeschaut.

»Oder?«

Als er schließlich antwortete, sprach er nur zögernd.

»Ihr Gönner ist ein schwacher Mensch. Er liebt Sie, aber Raleigh und der Kronrat haben die besseren Argumente. Er steht zwischen beiden und tut nichts.«

»Dann weiß er Bescheid?«

»Walsingham weiß über viele Dinge Bescheid.«

\* \* \*

Walsingham und ich waren oft allein und betrunken gewesen und hatten dabei nichts als freundschaftliche Gefühle füreinander gehegt. Jetzt fragte ich mich, ob er mit mir ins Bett gegangen war, weil er gewusst hatte, dass es unser letzter gemeinsamer Abend war. Vielleicht hatte ihn ein plötzlicher Anfall von Liebe zu seinem alten Protege übermannt.



Vielleicht hatte er gedacht, tote Männer erzählen keine Geschichten. Ich fragte mich, ob er gespürt hatte, wie mein Fleisch unter seinen Berührungen erkaltete, ob er den Verwesungsgestank in meinem Mund gerochen hätte, wenn er ihn geküsst hätte. Ich fragte mich, ob er den Glanz der Lust auf meinem Gesicht gesehen, ob er sich die gegen die Zähne gepressten blutleeren Lippen vorgestellt hatte, die Wangen und die Stirn, die er liebkost hatte, besprenkelt mit fauligen Flecken. Mir schauderte. Mein Gönner hatte jedes meiner Laster übertroffen. Er hatte mit einem toten Mann geschlafen.

All diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, während ich im hohen, feuchten Gras des Kirchhofs lag und auf Geräusche meiner Verfolger lauschte. Winzige Insekten gingen ihren Geschäften nach, wuselten hin und her wie Straßenhändler, die am Markttag ihre Stände aufbauen. Der Geruch von Erde und Wiese erinnerte mich an meine Kindheit, und mir fiel jener lange, heiße Nachmittag ein, als mein Bruder laut rufend nach mir gesucht hatte. Ich hatte ihn von meinem Versteck aus beobachtet, ich wollte nicht gefunden werden, ich genoss die Macht, die einem die Heimlichkeit beschert. Es war schon lange her, dass ich an jene Tage zurückgedacht hatte, und die Erinnerung verstärkte meine Beklommenheit, denn zweifellos erinnert sich jeder Mensch seiner Anfänge, wenn ihm der Tod bevorsteht.

\* \* \*

Als ich schließlich glaubte, dass genug Zeit vergangen sei, seit ich das letzte Geräusch eines Verfolgers gehört hatte, schlüpfte ich aus meinem Versteck und machte mich auf den Weg zum Ufer der Themse. Mein Verstand spielte verrückt. Dees

Stimme hallte in meinem Kopf, und ich glaubte, die Geister von Grizzle und Hector hätten sich mir angeschlossen und liefen jetzt neben mir durch die Straßen. Ich hieß sie lautstark willkommen, und sie flüsterten mir leise den Namen meines Feindes ins Ohr. Sie schienen auch ohne Applaus zufrieden zu sein mit ihrer Rolle in dieser armseligen Vorstellung. Tamburlaine hatte den ersten Akt bestimmt, er hatte mich durch sein Schattenspiel geführt. Doch der Tod des Alten und seines Hundes war ein neuer Anfang, er war das Vorspiel für ein Blutbad. Ich würde die Geschichte neu schreiben. Diesmal galt: Tamburlaine muss sterben.

\* \* \*

Blaize gab eine lächerliche Figur ab. Mein großer Freund ging mit ausladenden Schritten quer über die Bühne, mit zotteligem Haar und im Putz von Frauenkleidern, die ihm ein paar Nummern zu klein waren und am Rücken auseinander klafften. Das Mieder saß oberhalb der Taille, und der spitzenbesetzte Ausschnitt spannte sich so weit unten um die Brust, dass ein Gestrüpp von Haaren herausschaute. Er zeigte einer Gruppe von Schauspielschülern, wie man eine Dame spielte. Obwohl niemand mit objektivem Auge Blaize in einer weiblichen Rolle besetzen würde, ging er einwandfrei als ältere Dame durch. Kein Trippelgang, fast überhaupt kein Hüftwackeln, nur die Anmutung von unter dem Kleid weich und rund wiegenden Hüften. Die Schüler beobachteten fasziniert seine Bewegungen. Es war eine Szene, die eigentlich jedem Bühnenautor das Herz hätte wärmen müssen, nur war ich schon außer mir vor Zorn gewesen, als ich das Theater betreten hatte. Brüllend wie ein gehetzter Bär stürmte ich durch den

leeren Zuschauerraum. Blaize hörte mich und drehte sich um. Sein Gesicht hellte sich auf, aber genauso schnell erlosch das Lächeln auch wieder. Er machte eine Verbeugung, deren ausladende Gesten vor Spott triefen, richtete sich wieder zu voller Größe auf und streute mir mit Kyds Worten Salz ins zerrissene Herz.

*Wach auf, o Rache, wenn, wie einst, die Liebe Gewalt noch hat und Herrschaft in der Hölle.*

Auf Ikarus' Schwingen hätte ich nicht schneller vorstoßen können. Ich stürmte auf die Bühne und zog – der Zorn hatte jeden Schmerz betäubt – mit meiner verletzten Hand den Degen. Die Schauspielschüler stürzten auseinander. Ich muss furchtbar ausgesehen haben. In den zerzausten Haaren hingen Gras und Zweige. Die Stoppeln eines Tages verunstalteten mein Gesicht, der Verband an der aufgespießten Hand war grasfleckig und blutig, und Baynes' Stich in die Seite blutete mir ins Hemd.

Die Regeln des Theaters hätten nun erfordert, eine gewisse Zeit zu verhandeln und in eleganten Wendungen unseren Disput zu erläutern, bevor wir ins handgemeine Stadium eintraten. Blaize sah mich kommen und floh. Allerdings ist Damenkleidung nicht geschaffen für Fluchtversuche. Ich ließ den Degen fallen, bekam die Schleppe des Kleides zu fassen, riss ihn um und trat ihm gegen das Kinn. Ich hörte ein Knacken, er heulte auf und spuckte einen Zahn, Blut und Schleim auf die Bühne. Seine Schüler wichen noch weiter zurück. Einer der kleinen Jungen fing an zu weinen, aber die meisten waren Schauspieler genug, um unsere Prügelei genau zu beobachten. Blaize versuchte aufzustehen. Ich trat ihm auf den Kopf, er fiel vornüber und krabbelte auf allen Vieren davon. Sein Kleid zog eine rote Blutspur hinter sich her. Ich ließ ihn über die halbe Bühne kriechen, ging, als er sich wieder erheben wollte, rasch auf ihn zu und trat ihm kräftig auf die

Hand. Ich spürte, wie die Knochen unter meinem Schuh nachgaben, packte dann die zerquetschte Hand und riss ihn daran in die Höhe. Blaize' Betteln und Stöhnen wurde übertönt vom ängstlichen Geplapper der Schüler.

»Passt gut auf, Jungs, dann lernt ihr was«, rief ich. »Das ist das Theater des Blutes.«

Das alles kam mir vor wie die lustigste Sache der Welt. Ich fing an zu lachen, schickte meinen alten Gefährten mit einem Faustschlag auf den gebrochenen Kiefer wieder zu Boden und trat ihm dann in die Rippen.

Aus den Kulissen kamen langsam zwei Bühnenarbeiter auf mich zu. Ich hob meinen Degen wieder auf.

»Das ist ein Streit zwischen mir und diesem Judas. Aber wenn ihr auch was wollt, bitte, kommt nur.« Ich schwang den Degen drohend hin und her. »Ist genug da, für eine kleine Zugabe reicht es sicher noch.«

Die Männer zögerten und zogen sich wieder dahin zurück, woher sie gekommen waren. Mir war klar, dass sie mit Verstärkung bald wieder auftauchen würden. Einer der Jungen lief zu seinem Lehrer.

»Rühr ihn nicht an«, fauchte ich, packte ihn am Arm und stieß ihn zurück in den Haufen seiner Mitschüler. »Es sei denn, du möchtest die scharfe Spitze meines Degens spüren.«

Blaize hievte sich auf einen Ellbogen und lehnte sich an einen Pfeiler. Benommen hielt er sich den verletzten Kiefer. Er blickte hinauf zu dem bemalten Bühnenhimmel, als suche er nach einem Zeichen. Dann schüttelte er sachte und verwundert den Kopf und schaute mich an. Seine tiefen, unschuldigen Augen starrten mich leidvoll an. Er nuschelte durch Speichel und Blut.

»Hast du den Verstand verloren?«

Ich hielt ihm die Degenspitze vors Gesicht und schlitzte ihm dann beide Wangen auf, so wie er es mit dem alten Mann gemacht hatte.

»Na, Erinnerst du dich? Seinen Tod wolltest du mir auch noch in die Schuhe schieben, oder?«

Er schüttelte den Kopf und sprach mit schwacher, geschlagener Stimme.

»Ich liebe dich.«

»Wie der Teufel das Weihwasser liebt.«

»Nein, wie einen Bruder.«

»Dann können wir ja gleich klären, wer von uns beiden Kain und wer Abel ist.« Ich lachte bitter. »Wir schreiben die Geschichte neu, der Bessere von uns beiden wird leben.«

»Du hast mich verstümmelt.«

»Und du hast mich getötet.«

Ich bemerkte, dass uns vom Zuschauerraum aufgeregt schwatzende Leute beobachteten.

»Wir sind noch nicht fertig miteinander.«

Ich zog Blaize auf die Füße und zerrte ihn nach hinten in das Labyrinth dunkler Gänge, das von der Bühne in die Eingeweide des Theaters und hinauf in den Olymp führte.

\* \* \*

Ich stieß Blaize vor mir her. Blut markierte seine Schritte und legte eine Spur für unsere Verfolger.

»Hör auf zu bluten«, brüllte ich ihn an.

Er antwortete mit einem bitteren Geräusch, das wie ein Lachen klang. Wir befanden uns in einem dunklen Gang, er war still und staubig, seit Ausbruch der Pest war niemand mehr hier gewesen. Ich trieb ihn auf eine im Halbdunkel liegende

Treppe zu. Der Treppenschacht hing voller Spinnweben. Während wir die Stufen hinaufstiegen, fragte ich mich, wie viele der Theaterbesucher, die sich früher voller Vorfreude in diesen Gängen bewegt hatten, jetzt in Pestgräbern lagen. Ich erinnerte mich daran, wie der Zuschauerlärm bis in die Garderoben gedrungen war und die Nervosität der Schauspieler, die sich auf ihren Auftritt vorbereiteten, noch gesteigert hatte. Wie wir uns angespannt in die Augen geblickt und anhand des Lärms, den die Menschen vorn veranstalteten, auf die Besucherzahl gewettet hatten. Und plötzlich war die Erinnerung so lebhaft, dass ich stehen bleiben musste, weil ich glaubte, den Lärm der Verfolgermeute zu hören. Aber alles war grabesstill, und so stiegen wir weiter die Stufen hinauf. Das einzige Geräusch war Blaize' leises Stöhnen. Schließlich gelangten wir zu einer Abzweigung und standen plötzlich in einer dunklen Ecke von der Art, wo Frauen überfallen werden, um sie ihrer Ehre oder ihres Schmucks zu berauben. Ich stieß Blaize gegen die feuchte Mauer, hielt ihm mein Messer an die Kehle und spie ihm ein einziges Wort ins Gesicht.

»Warum?«

Einen Augenblick lang glaubte ich, dass er alles abstreiten würde. Vielleicht hoffte ich das sogar, denn als er seinen Kopf hob, glänzten seine tränennassen Augenlider, und meine ins Wanken geratene Welt zerbrach. Ich flüsterte: »Du hast es tatsächlich getan. Du hast mich getötet. Du sprichst mit einem Toten, toter Mann.«

Es war nur schwer zu glauben, dass dies der Thomas Blaize war, der ganze Theatersäle in seinen Bann geschlagen hatte. Die verkrampfte Hand hielt den gebrochenen Kiefer, die Stimme klang müde und dumpf vor Schmerz.

»Ich wollte nicht, dass es so endet.«

Ich schüttelte ihn vor Enttäuschung. Blaize behielt die Hand fest am Kiefer, leistete aber keinen Widerstand und ließ es zu,

dass ich seinen Hinterkopf wieder und wieder gegen die Wand schlug, bis ich schließlich aufhörte, weil ich fürchtete, ich könnte ihm das Hirn aus dem Schädel hämmern.

»Du schuldest mir Namen.« Um ihm zu zeigen, dass es mir ernst war, knallte ich ihm wieder den Kopf gegen die Wand. »Du bist nicht arglistig genug, um das alles selbst auszuhecken. Sag mir, wer dahinter steckt, und ich schenke dir ein paar zusätzliche Atemzüge.«

Blaize schaute mir in die Augen.

»Wir waren die besten Freunde.«

Ich schlug wieder zu und riss ihm dabei die Hand vom Gesicht. Aus dem Mund spritzte ein dünner Blutstrahl gegen die Wand und verlief wie eine teuflische Unterschrift. Er schwankte, und ich hielt ihn fest.

»Rede.«

Blaize drückte sich wieder die Hand aufs Gesicht, als könne er so den Schmerz lindern. Er sprach mit gebrochener Stimme, manchmal stockte er. Aber er appellierte nicht mehr an Freundschaft oder vergangene Zeiten. Er wandte sich nach innen, suchte, während er erzählte, die Wahrheit seiner Geschichte aufzuspüren.

»Wie alles angefangen hat, ist schwer zu sagen. Vor ein paar Monaten, als die Theater geschlossen wurden, bin ich plötzlich in Schwierigkeiten geraten.«

Er zögerte.

»Was für Schwierigkeiten?«

»Das Übliche. Ein paar Männer sind mir zu Hilfe gekommen.«

»Sie haben dir Geld geliehen?« Blaize nickte. »Für Liebesdienste?«

Er lachte.

»Die Zeiten, als ich mit Liebesdiensten Geld verdienen konnte, sind lange vorbei. Nein, für Zins, sie wollten nur ihr

Geld vermehren. Aber ich habe alles zum Leben verbraucht. Und am Tag der Rückzahlung hatte ich nicht mal mehr das Grundkapital.«

»Und keinen Plan, richtig?«

»Ich dachte, vielleicht der Alte.« Er fuhr sich übers Gesicht.

»Ich dachte, vielleicht hilft er mir. Aber die Summe, die er mir vorgeschossen hat, hat nicht gereicht.«

»Und deshalb hast du ihn getötet?«

»Nein! Ja.« Er schüttelte den Kopf. »Nicht sofort. Das alles ist schon Monate vor deiner Abreise zu Walsingham passiert.«

»Dann hat es schon damals Komplotte gegen mich gegeben?«

Sein Seufzen hing in der Luft.

»Ich habe mich mit ihnen getroffen, ich wollte Aufschub. Ich wusste ja, dass ich wieder zu Geld kommen konnte, sobald die Pest vorüber war. Aber sie haben mir eine Abreibung verpasst, haben gedroht, mich zu töten, und haben mir dann einen Ausweg angeboten.«

»Dein Leben für meins.«

»So einfach war es nicht. Die haben für mächtige Männer gearbeitet. Wenn ich eine Möglichkeit wüsste, wie ich dich vor den Kronrat bringen könnte, dann würden sie mir die Schulden erlassen.« Blaize' Stimme wurde quengeler. »Du hattest mich im Stich gelassen, mit der Pest und der Stadt. Ich habe getan, was sie wollten, um meine Haut zu retten. Ich habe gedacht, du kommst da schon wieder raus. Wie früher.«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Er hatte Kyd, Grizzle und mich getötet für einen Beutel Gold.

»Ich hätte dir das Geld gegeben.«

»Ja, und Verachtung.«

In seiner Stimme klang ein Ekel durch, den ich bei ihm noch nie bemerkt hatte. Langsam ahnte ich etwas.



»Es war nicht nur das Geld«, flüsterte ich. »Du hast diese Pamphlete geschrieben. Ich wusste, dass du eifersüchtig bist, aber das Ausmaß deines Neides habe ich nie geahnt. Du hasst mich.«

Blaize schüttelte den Kopf.

»Du hast dir meine Liebe genommen und sie entstellt. Hast meine literarische Arbeit verlacht. Hast mich als *einen* der besten Schauspieler Londons vorgestellt, nie als *den* besten. Hast Spielchen mit mir getrieben. Hast mich durch das Tor zur Hölle treten lassen, hast dann die Rolle des Zauberers an einen anderen vergeben und mich wieder den Diener spielen lassen. Du hast mich als Mörder besetzt, also bin ich einer geworden.« Er ließ den Kopf sinken. »Doch jetzt, da wir ebenbürtig sind, ist kein Hass mehr in mir.«

Ich schaute mir die an der Wand kauernde, blutbespritzte Gestalt an und lachte.

»Du wärest ein ganz guter faustischer König. Du bist ein Schauspieler zweiter Klasse und ein Dichter ohne jede Klasse. Ein mieser Sack, der um des Effekts willen alte Männer tötet. Du pappst überall deine kleine Zettelchen an, um die Hatz ein bisschen spannender zu machen und weil es für dich unerlässlich war, dass ich dir auf die Spur komme. Damit ich dein Publikum sein kann, damit ich dich in deiner Mörderrolle bewundern kann, dabei warst du die ganze Zeit nur der Handlanger eines anderen Handlangers. Ich werde dich mit so viel Bedauern töten, wie ich ein Insekt töten würde. Du bist mir nie ebenbürtig gewesen und wirst es nie sein.«

Blaize' Gesicht zuckte krampfhaft, aber es gelang ihm halbwegs, ein Grinsen durchscheinen zu lassen.

»Im Tod sind wir ebenbürtig.«

Ich beugte mich vor, schnitt ihm ein weiteres Mal quer durchs Gesicht und zischte: »Im Tod sind wir tot.«

Blaize zitterte vor Schmerz und stieß ein gepresstes Lachen hervor.

»Mit Worten konntest du schon immer umgehen. Du willst mich also töten?«

»Zweifelst du daran?«

»Nein.« Mein verlorener Freund schüttelte den Kopf. »Das ist dann also unser letzter gemeinsamer Auftritt.«

»In *meinem* letzten Auftritt werde ich dich töten.«

Er blickte mich höhnisch an, sein Grinsen leuchtete wölfisch in der Dunkelheit. Ich hatte diesen Blick geliebt. Wieder stieß ich ihm die Klinge in die Wange, ich wollte ihm diesen Blick aus dem Gesicht schneiden. Blaize schrie und presste die Hand auf den herunterhängenden Fleischfetzen. Er flüsterte: »Ein letzter Kuss, toter Mann, und ich erspare dir eine Mühe.«

Dann drückte er seinen blutverschmierten Leib an den meinen und fuhr mir mit rauen Lippen über die Stirn. Ich knallte ihn zurück an die Wand, und Blaize' wildes Gelächter hallte durch den verlassenen Korridor.

»Mach schon, oder ich tu's für dich.«

Er öffnete das Mieder, ließ das Kleid auf den Boden fallen und stand in nichts als Kniehosen vor mir. Der Oberkörper, auf dem ich gelegen, entblößt, auf der Brust das struppige dunkle Haar, dessen Spur pfeilgerade bis zu seinem Nabel und darunter führte. Unversehens packte mich das Verlangen. Meine Finger kribbelten in Erwartung der Berührung. Doch der Gedanke an Kyd und Grizzle hielt mich zurück. Ich sah, wie Blaize plötzlich einen Dolch in der Hand hielt und die mörderische Klinge gegen sich selbst richtete. Wie er zuckte, als die Spitze ihn berührte, nicht vor Schmerz, sondern wegen der Eiseskälte des Eisens auf der Haut, die schon bald nichts mehr fühlen würde. Er hielt inne.

»Wir sind zusammen einen weiten Weg gegangen. Willst du mir am Anfang dieses letzten Weges die Hand führen?«

Ich spuckte ihn an.

»Und wenn wir uns in der Hölle treffen, werde ich dich verfluchen.«

Eine Träne rann ihm über die Wange. Er wischte sie weg und zuckte zusammen, als er das Messer fester ins Fleisch drückte. Er sah jetzt, wie er es anstellen musste, und wandte das Gesicht zur Wand, um sich nach Art der Römer in die Klinge zu stürzen. Ich schaute weg, hörte, wie er tief Luft holte, dann einen lauten Kriegsschrei ausstieß, und spürte im nächsten Augenblick einen Luftzug, als sein Körper herumwirbelte und er sich, mit dem Messer auf meinen Hals zielend, auf mich stürzte. Doch ich kannte ihn lange genug, dass meine eigene Messerklinge schon auf ihn wartete. Ich wich seinem Stoß aus, sprang wieder auf ihn zu und trieb ihm mein Messer tief in den Bauch. Seine Augen verdrehten sich nach hinten und schauten mich an.

»Du warst nie Tamburlaine«, sagte ich. »Du warst immer nur ein zweitklassiger Schauspieler. Kein Gegner für Angst und tödlich Stahl.«

Ich hielt Blaize fest umklammert, es kam mir so lang vor wie ein ganzes Lebensalter. Sein Keuchen ging in Seufzen über, ich drehte langsam meinen Dolch in seinem Fleisch, bis ich merkte, dass die Wärme aus seinem Atem gewichen war, ließ ihn auf den Boden sacken und milderte mit meinen Armen den Aufprall, obwohl ich wusste, dass er keinen Schmerz mehr spürte. Mein Gefährte lag zerstört vor meinen Füßen, das Gesicht ein blutiger Brei, die Augen noch so tiefbraun, wie ich sie geliebt hatte. Ich drehte mich um und ging. Mit meinem Degen kratzte ich an der Wand des Treppenschachtes entlang, doch das Scheppern konnte die Stille nicht übertönen.

Gestern Abend wurde ich für heute zu einem Haus in Deptford bestellt. Dort wird man mich zur Rechenschaft ziehen für das, was nicht zu bereinigen ist. Das Leben ist zerbrechlich, und vielleicht werde ich heute sterben. Doch Tamburlaine kennt keine Angst. Die Kerzen sind abgebrannt, der Himmel glüht rot, und der Tag sieht aus, als sei er in Blut gebadet. Ich beende diesen Bericht und bereite mich für die Schlacht in der Gewissheit, dass es nichts Besseres gibt als das Leben und Schlimmeres als Verdammnis. Sollten dies die letzten Worte sein, die ich schreibe, so sollen sie lauten:

Fahrt zur Hölle, Mensch und Gott.

*Christopher Marlowe,  
30. Mai 1593*

Christopher Marlowe wurde am Mittwochabend, 30. Mai 1593, in einem Haus in Deptford erstochen.

## Anmerkung der Autorin

*Der Tod von Christopher Marlowe ist ein Rätsel, das nie gelöst werden wird. Die Geschichtsschreibung hat uns ein verlockendes Gerippe aus Fakten hinterlassen – was offizielle Dokumente anlangt, waren die Zeitgenossen Elizabeths I. so fruchtbar wie die Stasi. Dennoch erzählen uns die Fakten nicht die ganze Geschichte. Letzten Endes bleiben die Theorien der Historiker über Marlowes Tod gut begründete, akribisch recherchierte Spekulation.*

Die Debatte ist nicht auf Historiker beschränkt. Tippen Sie die Worte *Christopher Marlowe* und *Tod* in eine beliebige Internet-Suchmaschine, und Sie stoßen auf Tausende von Websites und Chatrooms, die sich mit dem Ableben des Dichters befassen. Amerikanische Leichenbeschauer diskutieren die Art seiner Verletzungen, Verschwörungstheoretiker halten seinen Tod für einen Trick, mit dem er seine Flucht kaschierte, und glauben, Marlowe sei der Autor von Shakespeares besseren Stücken. Es ist erheiternd, dass ein Rätsel, das schon in den 1590er Jahren Anlass zu Mutmaßungen und Gerüchten gab, noch im 21. Jahrhundert so viele Geister beschäftigt.

Thomas Beard schreibt in *Theatre of God's Judgement* (1597), einer Reihe von Nachrufen, die darin schwelgen, wie Gott Rache an missratenen Individuen nimmt, dass der Grund für Marlowes vorzeitiges Ende ohne Zweifel dessen Atheismus gewesen sei. Beard behauptet, dass Marlowes Gegner während eines Messerkampfes angeblich dessen Hand gepackt und die Klinge in das Auge des Dichters gestoßen habe. Ein Szenario, an dem Beard sich maßlos erfreut.

... wurde das Messer in seiner eigenen Hand, die all dies Gotteslästerliche geschrieben hatte, zum Werkzeug seiner eigenen Bestrafung und drang in das Hirn, welches Selbiges ersonnen... und doch fluchte und lästerte er bis zuletzt, und noch seinem letzten Atemzug entsprang eine gotteslästerliche Schmähung...\*

Eine andere Theorie besagt, dass ein Diener, ein Nebenbuhler in Marlowes »unzüchtigen Liebeshändeln«, ihm den Stich beibrachte.\*\*

Laut offizieller Untersuchung hatten Christopher Marlowe, Ingram Frizer, Robert Poley und Nicholas Skeres gegen sechs Uhr abends ein gemeinsames Trink- und Essgelage beendet, das den ganzen Tag gedauert hatte. Laut Zeugenaussagen lag Marlowe auf einem Bett und ruhte sich aus. Die anderen drei saßen noch am Tisch, wobei Frizer zwischen Poley und Skeres mit dem Rücken zu Marlowe saß. Zwischen Marlowe und Frizer entbrannte ein Streit darüber, wer die Rechnung zu bezahlen habe. Durch irgendeine Bemerkung Frizers in Rage gebracht, sprang Marlowe auf, riss Frizer das Messer aus dem Gürtel und verletzte ihn am Kopf. Der zwischen den beiden anderen Männern eingeklemmte Frizer fürchtete um sein Leben, wehrte sich, konnte Marlowe schließlich das Messer entwinden und fügte ihm mit einem Stich über dem rechten Auge die tödliche Verletzung zu. Die Klinge drang ins Hirn und tötete Marlowe auf der Stelle.

Gestützt durch die Zeugenaussagen von Poley und Skeres und die Umstände, dass er selbst leichte Kopfverletzungen erlitten hatte und nicht geflüchtet war, folgten die Geschworenen des Untersuchungsgerichts der Behauptung

---

\* J. Leslie Hotson and G. L. Kittredge, »Death of Christopher Marlowe«, The Nonesuch Press, 1925, S. II

\*\* Frances Meres, »Palladis Tamia«, 1598, ebd.

Frizers, er habe aus Notwehr gehandelt. Marlowes Mörder wurde freigesprochen.

Die Mängel der Geschworenenentscheidung sind umfassend dokumentiert, vor allem von Charles Nicholl.\* Ingram Frizer, Robert Poley und Nicholas Skeres sind bei Nicholl wahlweise Betrüger, Erpresser, Doppelagenten, Hehler und internationale Spione. Sie haben Kontakte bis in die dubiosen Randzonen der elisabethanischen Politik hinein, und sie sind nicht nur Marlowes Gönner, sondern auch bestimmten Cliquen innerhalb des Kronrats sowie in der Unterwelt nicht nur einer Stadt wohl bekannt. Der Leiter des Marshalsea Gefängnisses sagt über Poley: »Entweder raubt er dir die Frau oder das Leben.« Die offizielle Darstellung beruht auf den unzuverlässigen Zeugenaussagen dreier Schurken und ist deshalb fragwürdig. Wir wissen, dass Marlowe in einem Haus in Deptford starb. Wir kennen den Tag seines Todes und die drei dabei anwesenden Männer. Wir kennen die Art der Verletzung, an der er starb. Alles andere ist bloße Vermutung oder – wie dieses Buch – eine erfundene Geschichte.

---

\* Charles Nicholl, »The Reckoning: The Murder of Christopher Marlowe«, Vintage, 2002

## Danksagung

Für alle Fehler in diesem Text bin ausschließlich ich verantwortlich. Dennoch standen mir einige Quellen zur Verfügung, die dankbare Erwähnung verdienen. Geschichtliche Darstellungen von unschätzbarem Wert waren u. a. Charles Nicholl, *The Reckoning* (Vintage, 2002), Peter Blayney, *The Bookshops in Paul's Cross Churchyard* (Bibliographical Society of America, 1990) und Leslie Hotson, *Death of Christopher Marlowe* (The Nonesuch Press, 1925). Den Anstoß, eine Novelle über Christopher Marlowe zu schreiben, gab Jamie Byng von Canongate Books. Der Robert Louis Stevenson Award der National Library of Scotland und das Hotel Chevillon in Grez-sur-Loing sorgten für den kostbaren Frieden und Raum, um diese Erzählung in Angriff nehmen zu können. Mein Agent David Miller und meine Lektorin Judy Moir sowie die Schriftsteller Graeme Williamson und Zoe Strachan stärkten mir den Rücken und halfen mit Ratschlägen und Anregungen, deren beste ich wahrscheinlich ignoriert habe, ohne die ich aber verloren gewesen wäre.

*Louise Welsh, 2004*